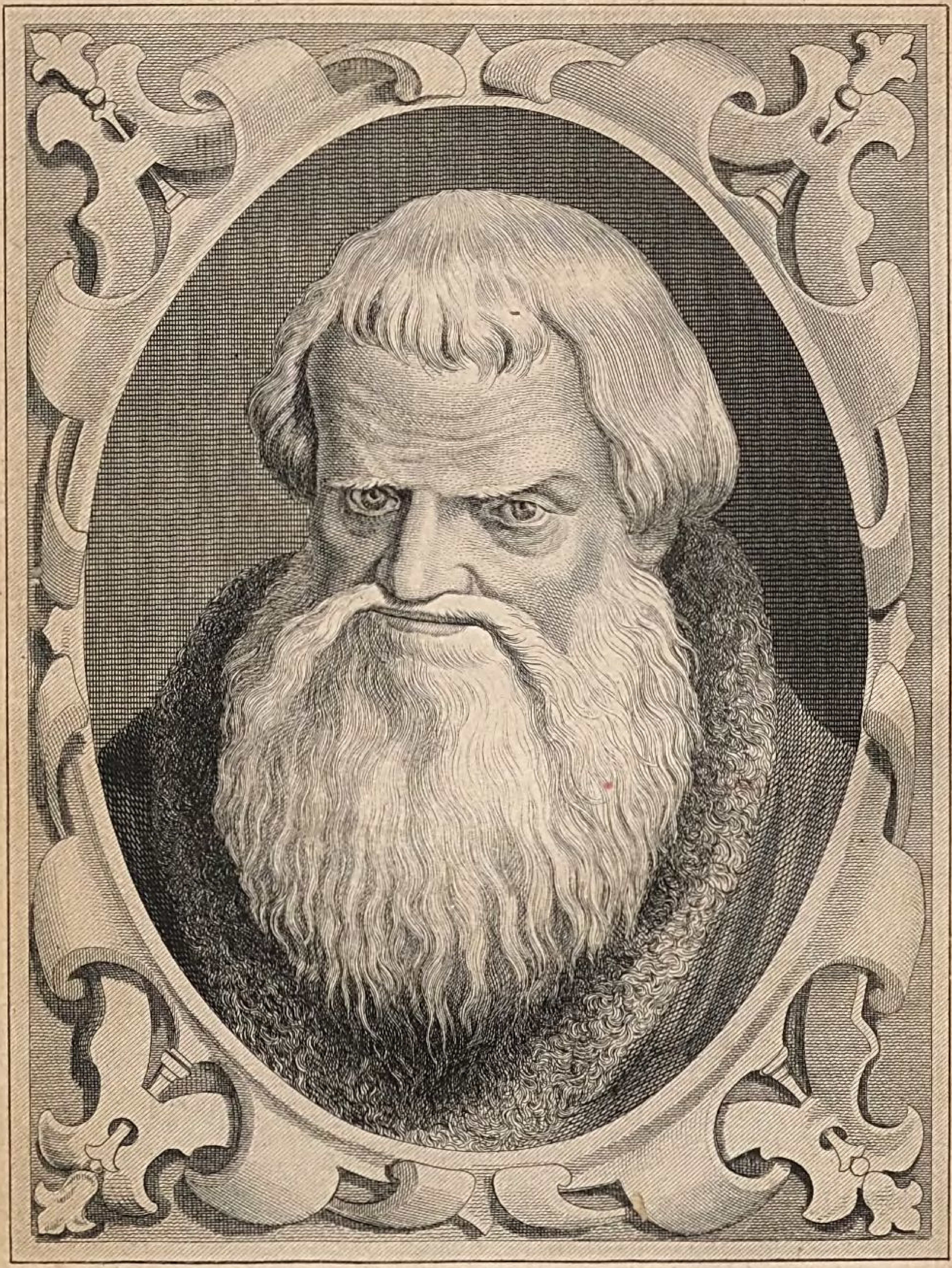
Oertel



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt. Nürnberg.

Hans Sachs.

Zwei Monat ein un achzig Jahr alt
War ich Hans Sachs in der Gestalt
Von Andres Herneÿlen abgemalt.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden

Hans Sachs,

ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande.

Dem lieben Handwerk zur Ehr',
Einem Jeden zur Lehr'

gezeichnet

von

Hugo Oertel.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1881.

I.

Es ist noch nicht gar lange her, da hatte ich etwas für den Schlosser zu thun. Es war nur ein kleines, unbedeutendes Schräubchen, dessen der Schreiner bei der Reparatur eines Tisches bedurfte. Er konnte ohne dieses Schräubchen nicht weiter arbeiten, und der Schlossermeister versprach daher, dasselbe sogleich anfertigen und schicken zu wollen. Aber es verging ein Viertelstunde, eine halbe Stunde, ohne daß das Schräubchen gebracht wurde. Da fing der Schreiner an, ungeduldig zu werden und auf den Schlosser zu zanken, mit dem er ohnehin nicht besonders gut Freund war. Endlich wollte er selbst in die Werkstätte des Schlossers gehen, um den Säumigen zur Eile zu treiben.

Allein ich mußte befürchten, daß dann ein gehöriger Streit entstehen würde, dessen Ausgang nicht vorherzusehen war. Denn der Schlossermeister war ein arger Hitzkopf, wie man es ja mehr oder weniger allen den Handwerkern nachsagt, die am Feuer arbeiten, Schmieden wie Schlossern, und so fix er bei der Arbeit den Handhammer handhabte, wenn das Eisen auf dem Ambos glühte, so fix war er auch mit den derben Fäusten bei der Hand, um zuzuschlagen, wenn ihm Einer den Kopf warm machte und es versuchte, ihn unter der Nase zu kribbeln, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt.

Da der Schlossermeister ganz in meiner Nähe wohnte, so entschloß ich mich, lieber selbst zu ihm zu gehen, um zu sehen, wo das Schräubchen bliebe. Ich fand das Schräubchen fertig geschmiedet; auch das Gewinde war schon geschnitten und die Mutter aufgedreht. Aber es

war in den Schraubstock eingespannt, und der Meister Schlosser war frisch dabei, Kopf und Mutter zurechtzufeilen.

„Aber, lieber Meister", sagte ich, „dessen bedarf es ja durchaus nicht. Da, wo das Schräubchen angebracht werden soll, bekommt es Niemand zu Gesichte. Geben Sie mir lieber das Schräubchen ungefeilt mit, und sparen Sie sich die unnöthige Arbeit. Der Schreiner wartet ohnehin schon mit Ungeduld."

Da legte sich des Meisters Stirne in Falten, und ich konnte ahnen, daß es einen Sturm gegeben hätte, wenn nicht ich es gewesen wäre, der ihm das sagte, sondern der Schreiner. Mir gab er nur die kurze Antwort, und sah mich dabei groß und mit einem wahrhaft stolzen Blicke an:

„Ein ordentlicher Schlosser läßt nichts ungefeilt aus seiner Werkstätte gehen."

Dabei feilte er unbeirrt fort, bis das Schräubchen nach seiner Ansicht handwerksmäßig wäre, und ließ mich ruhig warten.

Zuerst wollte ich ärgerlich werden, aber bald besann ich mich eines Besseren und bekam ganz andere Gedanken.

„Der Mann hat fürwahr noch Handwerksehre", dachte ich und wartete nun ruhig, bis der Meister die Feile ruhen ließ und mir das Werk seiner Hände mit einem befriedigten „So!" übergab.

Von da an konnte ich den Schlossermeister nicht ohne einen ordentlichen Respect ansehen, und als er bald darauf starb, ging ich mit ihm zu Grabe und erinnerte mich unterwegs wieder an das Schräubchen und dachte in meinem stillen Sinne: „Im Kleinen ist der Mensch treu gewesen; möge er es auch im Großen gewesen sein!"

Habe seitdem oft an den ehrsamen Schlossermeister

denken müssen, wenn hier und da und dort über den Verfall des Handwerks geredet und geklagt wurde, und über die jämmerliche Pfuscharbeit, die geliefert würde, seitdem es jedem Lehrbuben gestattet sei, als Meister zu arbeiten, wenn er auch vielleicht noch nicht einmal eine volle Lehrzeit durchgemacht habe.

„Das ist das Schlimmste nicht", dachte ich dann wohl; „denn wer einmal statt Meisterarbeit Lehrbuben-Arbeit empfangen hat und mit seinem guten Gelde bezahlen mußte, der ist ja selber Schuld an seinem Schaden, wenn er nicht in Zukunft von dem Meister Lehrbuben wegbleibt. Nein, das Schlimmste ist, daß unserm Handwerkerstande so vielfach die „Handwerksehre" verloren gegangen ist. Wäre die noch überall vorhanden, lieferten nicht soviele Meister, die doch etwas Ordentliches schaffen könnten, auch nur lotterige Pfuscharbeit, so stände es sicherlich besser um unsern lieben, ehrsamen Handwerkerstand, als es jetzt steht."

Doch wie komme ich dazu, die vorstehende Geschichte aufzutischen und überhaupt des Handwerkerstandes zu erwähnen?

Nun, der Titel dieses Büchleins erklärt's. Da steht ja deutlich gedruckt zn lesen: „Hans Sachs, ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande." Und wenn dem geneigten Leser vielleicht schon einmal das Spottverslein sollte zu Ohren gekommen sein:

„Hans Sachs, der war ein Schuh-
Macher und Poët dazu,"

so weiß er auch sogleich, welchem Handwerk der Mann angehört hat, von dem dieses Büchlein erzählen will, nämlich dem ehrsamen Schusterhandwerk.

Aber er darf nun nicht geschwinde das Büchlein wieder zumachen und weglegen und denken wollen: „Was

wird von einem Schuster Großes zu erzählen sein? Das verlohnt doch wohl kaum die Mühe, es zu lesen."

Denn er hört ja in jenem Verslein, daß der Hans Sachs auch noch etwas mehr war als ein Schuster, nämlich dazu auch ein Poët, ein Dichter, und zwar ein in seiner Art berühmter Dichter, der nicht allein bei seinen Zeitgenossen einen großen Namen hatte, sondern auch noch von der Nachwelt hoch gefeiert wird, und über den sogar unser großer Göthe gesagt hat:

Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt.
In'n Froschpfuhl all' das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

Und der hat sich doch gewiß auf die Poëterei verstanden, wie Einer.

Einem solchen Zeugnisse darf man doch wohl Glauben schenken, nicht wahr? darf's daraufhin wagen, sich ein wenig tiefer in unser Büchlein hineinzulesen, welches auch ein frisches Blättlein hineinflechten möchte in den Eichkranz, den der große Dichter unserm Hans Sachs zugesprochen hat, und braucht nicht zu befürchten, darin blos von Lederklopfen und Pechdrahtziehen hören zu müssen.

Also wag's auch Du getrost, lieber Leser; und wenn Dir vielleicht das vorhin angeführte Spottverslein nicht den rechten vollen Muth dazu sollte kommen lassen, so vergiß nicht, daß Spott und Hohn noch viel, viel höher stehende Leute schon getroffen hat, als unser Hans Sachs Einer gewesen ist, gewöhnlich aber nur von Solchen, die sie nicht recht gekannt oder nicht recht verstanden haben.

Daß aber Hans Sachs nach dem Zeugnisse des Altmeisters Göthe ein Meister in der Dichtkunst gewesen und doch zeitlebens ein einfacher, tüchtiger Schuster ge-

blieben ist, der auf sein ehrsames Handwerk stolz war und sich nicht zu gut hielt, wieder Leder zu klopfen und Pechdraht zu ziehen, nachdem er Verse gemacht und sich den Stoff für dieselben aus, wer weiß welchen Büchern, die er studirte, gesammelt hatte, das wird Dir beweisen müssen, daß auch er wahrhafte „Handwerksehre" gehabt hat, und daß ich nichts Unrechtes damit gethan habe, an die Spitze seiner Lebensgeschichte mein Geschichtchen von dem Schlossermeister und seinem wohl gefeilten Schräubchen zu setzen.

„Wie kommt aber die Dichtkunst auf das Dreibein, den Schusterschemel?" fragst Du vielleicht und denkst dabei im Stillen an das bekannte Sprüchwort: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten."

Ich könnte Dir auf solche Frage nun eine ganz kurze Antwort geben. Ich könnte Dir sagen, daß Gott der Herr die Geistesgaben, die er den Menschenkindern schenkt, keineswegs an besondere Stände knüpft, sondern daß er einem Jeden Seines zutheilt, „nachdem Er will". Ich könnte Dir vielleicht noch weiter sagen, daß gerade die Dichtkunst so recht eigentlich eine Gottesgabe ist, die Einer von oben herab empfangen muß, und die sich Keiner, der sie nicht so empfangen hat, mit aller Mühe und mit allem Fleiße selbst erwerben kann.

Ich könnte Dich, wenn ich noch etwas ausführlicher antworten wollte, beiläufig an den berühmten General Derfflinger erinnern, der zu seiner Zeit als ein armes Schneiderlein in die Welt hinaus wanderte und doch das Zeug zu einem Kriegshelden ersten Ranges mit sich trug, freilich nicht in seinem Felleisen, sondern in seinem Kopf und in seinem Herzen. Ich könnte Dir also Deine Frage mit der Gegenfrage beantworten: „Wenn Gott der Herr aus einem Schneider einen tüchtigen Feldherrn konnte

werden lassen, warum konnte er nicht auch einen Schuster zu einem tüchtigen Dichter machen?"

Aber ich will Dich doch mit so kurzer Antwort nicht abspeisen von wegen der alten Freundschaft, sondern dir lieber in so großer Kürze, als es möglich ist, erzählen, wie es kam, daß zu jener Zeit, als unser Hans Sachs lebte, die Dichtkunst in den Werkstätten der Handwerker ihr Zelt aufschlug, und zwar nicht etwa blos bei den Schustern, sondern auch bei den Leinewebern, den Schmieden und Schlossern u. s. w., wenn sie sich auch wohl am liebsten bei Denen aufhielt, die ein sitzsames Handwerk hatten. Der geneigte Leser versteht's.

Unser liebes deutsches Volk ist schon manchmal von andern Völkern als „das Volk der Denker und Dichter" bezeichnet worden, und es hat sich ja ganz gewiß solcher Bezeichnung um so weniger zu schämen, da es hier und da und dort kräftig und unwiderleglich bewiesen hat, daß es auch noch etwas mehr kann als denken und dichten, daß es sich auch seiner Haut zu wehren versteht, wenn ihm Einer etwas am Zeuge flicken will, und Schläge austheilen kann, die nicht von schlechten Eltern sind.

Allein es hat doch diese Bezeichnung nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße verdient.

Gedacht haben die guten Deutschen zwar zu allen Zeiten. Ja es dürfte nicht ganz ohne Grund sein, wenn man ihnen nachsagt, sie hätten zu manchen Zeiten ein wenig allzuviel oder doch allzu gründlich gedacht und hätten dabei die gute Zeit verpaßt und wären hinten nachgekommen, wenn andere Völker, die es nicht so scharf mit dem Denken oder Bedenken nahmen, aber rasch zur That und vorab zum Zugreifen waren, wo es etwas zu nehmen gab, das Fett von der Suppe bereits für sich abgeschöpft hatten. Die deutsche Geschichte weiß davon

ein Wörtchen zu reden, und die Spottrede „vom ehrlichen deutschen Michel", der von wegen seiner tiefen Gedanken überall zu spät kommt, enthält mehr als ein Körnchen Wahrheit.

Aber gedichtet, d. h. ihre tiefe Gedanken auch in hohe, erhabene Worte gefaßt und diese in schöner, kunstvoller Form ausgesprochen, das haben die Deutschen zu verschiedenen Zeiten in gar verschiedener Weise und in gar verschiedenem Maße gethan.

Zu besonderer Kraft erhob sich die deutsche Dichtkunst in jener glorreichen Zeit, da das Geschlecht der Hohenstaufen auf dem deutschen Kaiserthrone saß.

Man hatte allerdings schon früher in deutschen Landen gedichtet, jedoch fast ausschließlich Heldenlieder, welche durch die fahrenden Sänger erhalten und ausgebreitet wurden. Schon Karl der Große hatte von diesen Liedern eine Sammlung veranstaltet, die aber leider verloren gegangen ist. Außer diesen Heldenliedern gab es fast nur noch Lieder religiösen Inhalts.

Mit der Zeit der Hohenstaufen aber entfaltete sich die deutsche Dichtkunst in der herrlichsten Weise. Und wie Vieles wirkte ja da zusammen, in den Herzen der Deutschen jene Begeisterung zu entzünden, die der Quell der wahren Dichtkunst sein muß!

Schon das kraftvolle, hochherzige Geschlecht, das den deutschen Kaiserthron inne hatte und, trotzdem daß es seine besten Kräfte in der Fremde verzehrte, es doch verstand, die Herzen der Deutschen an sich zu fesseln, weil es ihnen nach den vorausgegangenen traurigen Zeiten innerer Zersplitterung und Stammesfeindschaft wieder das erhebende Bewußtsein der Einheit und der Kraft verlieh, wie mußten ihm die Herzen zujauchzen! Und wie haben sie ihm zugejauchzt und seinen Größten, den

Rothbart, Jahrhunderte lang als den Nationalhelden geehrt und in ihrer Volkssage denselben als den Wiederbringer einer goldenen Zeit für die deutschen Lande gefeiert!

Sodann die Kreuzzüge mit ihrem erhabenen Ziele, das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen und mit der glühenden Begeisterung, womit dieses Ziel von Hoch und Niedrig in's Auge gefaßt und im Auge behalten wurde, wie haben sie gerade besonders geholfen, den Strom dichterischer Begeisterung in Deutschland zu entfesseln! Nicht nur, daß durch sie die Deutschen mit allen abendländischen Völkern in Verkehr gebracht und von dem reichen Geistesleben berührt wurden, das unter diesen Völkern, zum großen Theil durch den Verkehr und die Kämpfe mit den hochgebildeten Arabern, bereits erwacht war; nein, wie wurde durch sie auch der Gesichtskreis der deutschen Stämme erweitert und bereichert! Wie wurde durch die Sagen und Wunder des Morgenlandes, die auf den Kreuzzügen selbst gehört und gesehen und dann daheim in gewaltig vermehrter Auflage erzählt wurden, die Einbildungskraft unter den Deutschen gesteigert und entflammt! Wie wurden durch den Umgang mit feiner gebildeten Nationen die rauhen Sitten der Deutschen abgeschliffen und verfeinert, ihre ganze Denk- und Anschauungsweise gehoben und veredelt! Wie hob sich durch die Kreuzzüge auch der Handel und durch ihn der Wohlstand der Nation und besonders der Reichthum und die Macht der Städte, deren Aufblühen die hochherzigen Hohenstaufen durch reiche Vorrechte begünstigten, und in denen nun auch Künste und Wissenschaften eine warme Heimstätte fanden!

In einer solchen Zeit konnte es ja gar nicht ausbleiben, daß die Dichtkunst einen gewaltigen Aufschwung nahm, daß die begeisterten Herzen das, wovon sie voll waren, in Liedern und Gedichten ausjubelten!

Und wenn nun gar die hohenstaufischen Kaiser ausdrücklich sich als Pfleger und Beschützer der Dichtkunst aufwarfen; wenn sie die Dichter und Sänger an ihre Höfe zogen und nicht allein ihre Festlichkeiten durch sie verherrlichen ließen, sondern sie auch mit der höchsten Achtung behandelten und sie sogar ihres besonderen Vertrauens würdigten; ja, wenn die Kaiser selbst sich der Dichtkunst befleißigten, wie wir es von Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II. und Konrad IV. bestimmt wissen: war es da wohl ein Wunder, daß diese Kunst zu immer höherer Ehre, zu immer größerem Ansehen und in Folge dessen auch zu immer reicherer Entfaltung, zu immer weiterer Ausbreitung gelangte?

Da verstehen wir es denn ja wohl, wie ein Gottfried von Straßburg schon im Jahre 1210 in seinem „Tristan" von den Sängern der damaligen Zeit sagen konnte: „Der Nachtigallen, der ist viel", und werden es nicht unbegreiflich finden können, daß ihre Zahl hernachmals noch um ein Bedeutendes gewachsen ist.

Vorzüglich war es der ritterliche Adel, der sich der Dichtkunst befliß, weil sich ja bei dem die vorhin erwähnten Einflüsse der Kreuzzüge am stärksten geltend machen mußten. Die Namen der berühmtesten Dichter aus jener Zeit haben wenigstens fast alle adeligen Klang, wie Heinrich von Veldecke, Friedrich von Hausen, Reinmar von Hagenau, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue, Heinrich von Ofterdingen u. A.

Mit der Fiedel auf dem Rücken, mit dem guten Schwerte an der Seite durchzogen diese ritterlichen Sänger das Land und besuchten vornämlich die Höfe der Fürsten, welche als Liebhaber der Dicht- und Sangeskunst berühmt waren. Und deren gab es nicht wenige, da das von den

Kaisern gegebene Vorbild zur Nachahmung reizte. Herrmann von Thüringen, an dessen kunstliebendem Hofe auf der Wartburg selbst einmal ein Wettstreit unter den sieben ersten Sangesmeistern seiner Zeit, der sogenannte „Wartburgkrieg", stattfand, Leopold von Oesterreich, Heinrich von Meißen, Otto von Brandenburg, Wenzel von Böhmen waren lauter solche Fürsten, welche die Dichtkunst liebten und den ritterlichen Sängern, die zu ihnen gezogen kamen, nicht nur ehrenvolle gastliche Aufnahme, sondern sogar vielfach ihre besondere Freundschaft und einen vertraulichen Verkehr zu Theil werden ließen.

Waren diese doch Männer, die sich ebensowenig hinten finden ließen, wenn es galt, im friedlichen, festlichen Ritterspiel eine Lanze zu brechen, oder auch, wenn sich gerade Gelegenheit dazu fand, zu ernstlicher Fehde mit auszuziehen, wie sie nachher das Festmahl mit ihren Liedern verherrlichten!

Was sie da sangen, waren aber nicht etwa blos Kriegsgesänge und Heldenlieder nach der Weise der altdeutschen Barden, sondern vielmehr vorherrschend Lieder, welche das Leben der Natur feierten, und ganz besonders die Frauenliebe, „die Minne", woher sie denn auch den allgemeinen Namen „Minnnesänger" erhalten haben.

Aber es war keineswegs blos der Adel und Ritterstand, der von der Sangeslust ergriffen war, sondern alle Stände waren von derselben durchweht, und bei allen Ergötzlichkeiten im Volksleben, wie bei den Brunnenfahrten, Osterspielen, Pfingsttänzen, mußte überall der Sänger vorhanden sein und dieselben mit seinen Liedern verherrlichen, ja sogar mit denselben die Tanzreigen leiten.

Wer die Geschichte des deutschen Vaterlandes kennt, wie sie jeder rechte Deutsche kennen sollte, der weiß, wie die glänzende Zeit des hohenstaufischen Regimentes nur

zu bald ihr Ende erreichte, und wie, nachdem der letzte Sproß der Hohenstaufen sein jugendliches Leben auf dem Blutgerüste unter dem Beile des Henkers geendet hatte, jene traurige Zeit für Deutschland hereinbrach, die unser Dichter Schiller als „die kaiserlose, die schreckliche" bezeichnet.

Und es waren in der That schreckliche Jahre, während deren im armen Vaterlande Alles drunter und drüber ging und die Faust des Stärksten das allein gültige Gesetzbuch war.

Wie hätte da die Dichtkunst blühen können, wo Alles unter der Noth des Lebens und unter dem Drucke der Gewalt seufzte?

Der Adel wußte jetzt, wenn auch nicht Besseres, so doch für sich Ersprießlicheres zu thun als zu singen und Gedichte zu machen. Er nützte die Zeit der Herrenlosigkeit und zügellosen Freiheit aus, sich möglichst unabhängig und selbstständig zu machen. Anstatt mit der Fiedel und Leyer durch das Land zu ziehen und Lieder zu singen wie vordem, ließ er lieber Diejenigen Klagelieder singen, die er widerrechtlich beraubte und brandschatzte, nämlich die reichen Kaufleute aus den Städten, deren Waarenzüge ihm als rechtmäßige Beute galten, wenn er sie den wehrhaften Begleitern abjagen konnte.

Gerade in dieser Zeit gelangten nämlich die Städte zu hoher Blüthe; die Bewohner des flachen Landes, die den Gewaltthaten der adeligen Räuber und Wegelagerer schutzlos preisgegeben waren, flüchteten sich in großer Menge hinter die Mauern der festen Städte und vermehrten deren Einwohnerzahl um ein Bedeutendes. Dadurch aber wurden die Städte in den Stand gesetzt, den raub- und fehdelustigen Rittern die Spitze zu bieten und

deren Gewaltthätigkeiten auch ihrerseits Gewalt entgegen zu setzen.

Und als erst die Städte anfingen, sich zu diesem Zwecke unter einander zu verbünden und einander in der Noth beizustehen, wurden sie eine Macht, von deren Stärke manche gebrochene und geschleifte Raubburg Zeugniß gab, und die der Adel wohl oder übel anerkennen mußte, die zu mindern und zu vernichten aber auch sein stetes Sinnen und Bestreben war.

Vergebens bemühte sich der edle Rudolf von Habsburg, in dessen Hände endlich wieder das herrenlose Scepter des deutschen Reiches kam, in die Wirren und Mißstände der Zeit wieder Zucht und Ordnung zu bringen. Er mußte sich darauf beschränken, allmählig eine Hausmacht zu erringen, die im Stande wäre, dem Reichsoberhaupte das verlorene Ansehen wiederzugeben. Nach seinem Tode wurde jedoch dieses Ansehen erst recht ein Spiel der Parteien, da die Fürsten, denen das Haus Habsburg schon jetzt zu mächtig erschien, ihm nicht seinen Sohn Albrecht zum Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone geben wollten, sondern in ihrem eigenen Interesse dafür hielten, es sei das Beste, wenn Deutschlands Krone eine Wahlkrone bliebe. Zahllose wilde Parteikämpfe zerfleischten jetzt die deutschen Lande, und der deutsche Adel sank in diesen Kämpfen immer tiefer herab. Sein ganzes Leben ging in Kriegen und kriegerischen Spielen, in Jagden und wilden Gelagen auf. Wer davon eine Ausnahme machen und sich in edlerer geistiger Weise beschäftigen wollte, verfiel rettungslos dem rohen Spott, ja der bitteren Feindschaft der Standesgenossen.

Da flüchtete sich denn der Sinn für Kunst und Wissenschaft nothgedrungen in die Städte zu dem Bürgerstande, der sich in eben dem Maße erhob und an in=

nerer Tüchtigkeit wuchs, in welchem Adel und Ritterstand herabsanken, und dessen zunehmender Reichthum ihm die Möglichkeit bot, sich auch noch um höhere Dinge zu bekümmern als um Handel und Gewerbe.

Als gar um die Mitte des 14. Jahrhunderts die ersten Hochschulen in Deutschland entstanden und dadurch auch unter dem Bürgerstande ein reger wissenschaftlicher Sinn erwachte; als dann die trockene Schulweisheit, die Anfangs auf den Hochschulen ihre Heimstätte hatte, sich allmählig immer lebensvoller gestaltete und auf wirkliche Volksbildung hinarbeitete, zu deren Verbreitung sich eigene Orden bildeten, wie der der „Schulbrüder;“ als endlich um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Buchdruckerkunst erfunden wurde und die Geisteserzeugnisse der Gelehrten schnell und billig zum Allgemeingute machte: da hob sich unter den Bürgern der Städte das geistige Leben immer mehr und drang auch in Kreise hinein, die vormals kaum befähigt erschienen, an demselben irgend welchen Antheil zu nehmen, in die Kreise der einfachsten Handwerker.

Wo aber immer geistiges Leben sich regt und entfaltet, da kann auch das Bestreben nicht ausbleiben, die hohen Gedanken, welche das Herz bewegen, in schöner, kunstvoller Form auszusprechen, da muß auch die Dichtkunst ihre Schwingen entfalten.

Je mehr der Adel und das Ritterthum entarteten und im Raufen und Rauben ihre Stärke suchten, desto mehr trat an die Stelle des adeligen, oder wie man sich ausdrückte, des „höfischen“ Minnengesangs der bürgerliche Meistergesang.

II.

Es war etwas Eigenthümliches um die „Meistersinger" oder, wie sie sich selbst bescheidentlich nannten, um die „Liebhaber des deutschen Meistergesangs."

Daß sie wirklich Meister im Singen und Dichten gewesen wären und in der That Meisterliches darin geleistet hätten, bildeten sich die Besten unter ihnen wohl ebensowenig selber ein, wie man es nach unsern jetzigen Begriffen von einem meisterlichen Gedichte wird behaupten können und wollen. Und wenn der große Göthe selbst, wie wir vorhin gehört haben, unsern Hans Sachs ausdrücklich einen „Meister" nennt, so gilt das entschieden mehr dem ganzen Sinne und Geiste, in welchem der ehrsame Schuster sang, als dem Gedankeninhalt und vorab der Form seiner Gedichte.

Die Bezeichnung „Meistersinger" kann wohl kaum von dem hohen, dichterischen Werthe der Gesänge hergeleitet werden, welche die damit Gemeinten der Mit- und Nachwelt überliefert haben, sondern nur davon, daß die Sänger fast durchweg Meister irgend eines Handwerks gewesen sind, die, nachdem sie sich am Tage in ehrlicher, saurer Arbeit geplagt hatten, um des Leibes und Lebens Nothdurft zu erwerben, die Stunden des Feierabends und der Ruhe dazu verwandten, die edle Dichtkunst sowohl für sich selbst zu pflegen, als auch Schüler dazu anzuleiten und darin zu unterweisen.

Daß es nicht immer besonders hohe und erhabene Gedanken waren, die in ihren Gedichten ausgesprochen wurden, sondern oft recht platte, gewöhnliche, alltägliche Dinge, die nur in gebundener Rede vorgetragen wurden, ist wohl ohne Weiteres begreiflich.

Man braucht nur zu bedenken, wie sich zu jener Zeit das Handwerk nicht damit begnügte, seine Erzeug-

nisse nur für den gewöhnlichen Gebrauch und das unabweisbare Bedürfniß herzustellen, sondern wie es auch darauf ausging, dieselben in die möglichst schönen und gefälligen Formen zu bringen, Formen, von denen ja das verwöhnte Auge der heutigen Menschen sogar sich noch fesseln läßt und die man in der Neuzeit wieder zur Anwendung zu bringen trachtet. Man braucht also nur im Auge zu behalten, wie das Handwerk damals nicht blos Nothgewerbe, sondern mehr oder weniger Kunstgewerbe war und außer der körperlichen Arbeit auch das sinnende Nachdenken des Handwerkers, ja gewissermaßen ein liebevolles Sichversenken in seine Arbeit in Anspruch nahm.

Wenn da der Leinweber den ganzen Tag an seinem Webstuhle gesessen und über die schönen Muster nachgedacht hatte, die er seiner Leinwand einweben wollte; wenn der Schmied oder Schlosser auf kunstvolle, sinnreiche Formen und Verzierungen gesonnen hatte, die er an seinen Thürbeschlägen, an seinen Schlössern und Schlüsseln anzubringen gedachte, dann erscheint es ja fast undenkbar, daß er nun auf einmal, wenn der Feierabend da war, Alles von sich abschütteln konnte, was ihn den Tag über bewegt und seine Gedanken in Anspruch genommen hatte, daß er sich nun sofort in einen ganz anderen, unendlich höheren Gedankenkreis wie auf Kommando zu versetzen im Stande war.

Nimmt man dann noch hinzu, welche Anforderungen das Zunftwesen an den Handwerker stellte, besonders wenn er das Ehrenamt eines Zunftobermeisters oder Innungsvorstehers bekleidete, wie er da das Wohl aller Zunftangehörigen im Auge behalten und auf jedes Mittel zur Hebung der Zunft bedacht sein, wie er auch ängstlich darüber wachen mußte, daß innerhalb der Zunft nichts

geschah, was im Mindesten gegen deren geheiligte Ordnungen und Satzungen verstieß; schlägt man auch das noch an, wie die angesehensten Handwerksmeister vielfach im Rathe der Städte saßen und für das allgemeine Wohl der Städter zu sorgen hatten: so darf man sich wahrlich nicht darüber wundern, daß die dichtenden Meister den Stoff zu ihren Gedichten vielfach aus den Vorkommnissen des gewöhnlichen, alltäglichen Lebens entnahmen und Verhältnisse und Dinge darin zur Sprache brachten, die durch ihre Plattheit und Gewöhnlichkeit zu nichts weniger im Stande waren, als dichterische Begeisterung anzuregen und die Gedanken zu hohem dichterischem Fluge zu erheben.

Man könnte da nun fragen: Aber warum haben denn die guten Leute überhaupt gedichtet? Warum sind sie nicht hübsch ruhig und bescheiden bei ihrem Webstuhle, bei ihrem Leisten, bei ihrem Ambose geblieben und haben das Dichten und Singen Solchen überlassen, welche dazu Zeit, Begabung und die nöthige allgemeine Bildung besaßen?

Allein wer im Ernste so fragte, der würde damit nur zeigen, daß er keine Ahnung davon hat, was der Meistergesang für die Zeit, in welcher er geübt wurde und blühte, bedeutete und bedeuten wollte, und welcher Einfluß von ihm auf die Zeitverhältnisse ausging.

Wir haben schon im vorigen Kapitel gezeigt, daß es eine überaus traurige Zeit für Deutschland war, als sich die Dichtkunst in die Werkstätten der Handwerker flüchtete, und zwar traurig besonders in sittlicher Beziehung.

Der Adel, zumal der niedere, war auf's Tiefste herabgesunken und hatte nur noch Sinn für Fehde, Jagd und wüste Saufgelage; seinen Erwerb fand er durch Raub und Wegelagern, soweit die immer mächtiger wer-

denden Städte nicht diese noble Erwerbsart unmöglich machten.

Nicht minder war unter der Geistlichkeit, in deren Händen seit Karl dem Großen die Bildung des Volkes gelegen hatte, und in den Klöstern, welche bisher die Pflanz= und Pflegestätten der Künste und Wissenschaften gewesen waren, eine grenzenlose Vernachlässigung der Wissenschaften und in Folge deren eine fast bodenlose Unwissenheit eingerissen. Beispielsweise war es zu Ende des 13. Jahrhunderts in dem berühmten schweizerischen Kloster zu St. Gallen, welches sich früher durch die sorgsamste Pflege der Wissenschaften ausgezeichnet hatte, und in welchem eines der bedeutendsten Heldengedichte entstanden war, so weit gekommen, daß weder Abt noch Mönche ihren Namen schreiben konnten, und noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts moderten dort die werthvollsten Handschriften, die das Kloster von früher her besaß, unbeachtet und ungekannt in dem feuchten Erdgeschosse eines Thurmes.

Noch schlimmer aber war es, daß auch eine unbändige Sittenlosigkeit unter der Geistlichkeit und in den Klöstern im Schwange ging, wodurch Diejenigen, die Bildner und Vorbilder des Volkes hätten sein sollen, für die Besseren im Volke zu Gegenständen der Verachtung und des Abscheu's wurden, für die Schlechten aber verderbliche Verführer, welche das Heiligste eines Volkes, die Religion, auf das Heilloseste untergruben und zum Gespötte herabwürdigten.

War es ein Wunder, wenn da auch in den Städten, wo sich allmählig durch Handel und Gewerbe immer größerer Reichthum ansammelte, ein leichtsinniges, sittenloses Leben aufkam und die ausschweifendste Genußsucht, die lächerlichste Prachtliebe sich Bahn brachen und wohl

der Entwickelung der Künste förderlich wurden, aber auch den frommen, gottesfürchtigen, einfachen Sinn untergruben, der bis dahin noch den Bürgerstand im Großen und Ganzen ausgezeichnet hatte?

Nun, und da sollte man es gering anschlagen dürfen, wenn fromme, ehrsame Handwerker, die auf ihrer langjährigen Wanderschaft, zu welcher die Zunftgesetze nöthigten, die Welt gesehen hatten und mit einem erweiterten Gesichtskreise, mit einem reichen Schatze von Lebenserfahrung wieder heimgekehrt waren, sich in das Heiligthum der Dichtkunst flüchteten, um dort höhere und bessere Genüsse zu suchen, als ihnen das für jedes ernstere Gemüth Ekel erregende Leben und Treiben der Welt bieten konnte?

Da sollte man es gering anschlagen dürfen, wenn solche Männer, nachdem sie den Tag über fleißig und treu ihr Handwerk getrieben hatten, am Abend, anstatt bei den Saufgelagen in den Schenken ihre Erholung zu suchen, sich lieber in ihr stilles Kämmerlein setzten und ernste, gute Bücher lasen, mochten dies nun die alten deutschen Heldengedichte sein, die ihnen die ehemaligen glorreichen Zeiten Deutschlands, besonders unter den Hohenstaufen, wieder vor die Augen des Geistes führten und ihren vaterländischen Sinn kräftigten, oder mochten es geistliche Bücher und vornehmlich die Bibel sein, aus denen sie getrosten Muth schöpfen konnten gegenüber der immer allgemeiner werdenden Religions- und Sittenverderbniß, sowie frohe Hoffnung auf eine bessere Zukunft und vor Allem Stärkung für ihren eigenen Glauben und ihre eigene Frömmigkeit?

Da sollte man es gering anschlagen dürfen, wenn sie die dadurch angeregten Gedanken in Verse zu bringen suchten, so gut oder so schlecht sie dazu im Stande waren,

und sich abmühten, diese Verse nach den allgemein geltenden Regeln in eine Form zu gießen oder auch zu zwingen, welche sie zum Vortrag in den Versammlungen der gleichgesinnten Genossen, in den sogenannten „Singschulen“ geeignet machten, sich also nach der ermüdenden körperlichen Arbeit des Tages noch eine Geistesarbeit zumutheten, welche den weniger Begabten gewiß sauer genug wurde?

Da sollte man es gering anschlagen dürfen, wenn in diesen kunstgerecht gedrechselten Gedichten, welche nachher in den Singschulen vorgetragen wurden, mit ehrenwerthem Freimuth die Thorheiten und Mißbräuche, die Schäden und Gebrechen der Zeit im Ganzen und einzelner Stände im Besonderen gegeißelt und an den Pranger gestellt wurden, und dies zu einer Zeit, darin Zucht und Ordnung immer mehr dahin schwanden, und in einer Weise, die wegen ihrer Volksthümlichkeit und ihres sittlichen Ernstes nothwenig die Herzen treffen mußte?

Da sollte man es endlich gering anschlagen dürfen, daß diese dichtenden und singenden Handwerker Schüler um sich sammelten, die sie in der von ihnen selbst geübten Kunst unterwiesen, und zwar trotz der großen Mühe, welche damit verbunden war, unentgeldlich, nur um die von ihnen so hoch gehaltene Kunst nicht untergehen zu lassen, sondern sie immer weiter zu verbreiten?

Nein, Ehre diesen einfachen, schlichten Männern, die sich unter den Sorgen und Arbeiten ihres Berufes den Sinn zu bewahren wußten für etwas Höheres als das, was zur Nothdurft und Nahrung des Lebens gehörte! Ehre diesen Männern, die sich mannhaft der eingerissenen Sittenverderbniß entgegenstemmten und Religion, Sittlichkeit, Vaterlandsliebe in ihrer Weise zu pflegen und zu erhalten trachteten! Ja Ehre ihnen, wenn auch ein

feinerer, geläuterter Geschmack an ihren holperigen, ungefügen Versen oft genug Anstoß nehmen möchte oder sich wenigstens eines stillen Lächelns darüber kaum erwehren kann!

Es waren ehrliche deutsche Männer, die das wohlverstandene Wohl des Vaterlandes auf warmem Herzen trugen, und bei denen man sich, wenn man sie richtig würdigen will, das Sprüchlein der alten Römer nicht aus dem Sinne kommen lassen darf: „In großen Dingen ist es genug, auch nur gewollt zu haben“

Es ist begreiflich, daß die Meistersinger für ihre so hoch geschätzte und verehrte Kunst nicht nur ein hohes Alter, sondern auch einen hohen, vornehmen Ursprung in Anspruch nahmen, und daß sich unter ihnen Sagen bildeten, wie die folgende:

Zur Zeit, als Kaiser Otto I. auf dem deutschen Throne saß und Leo VIII. den päpstlichen Stuhl zu Rom inne hatte, im Jahre 962, erweckte Gottes Gnade zwölf Männer, die den deutschen Meistergesang stifteten und in deutscher Sprache zu dichten und zu singen begannen. Unter ihnen waren namentlich: Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach (auch Wolfgang Rohn genannt), Konrad Marner, Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, Heinrich Mügeling. Barthel Regenbogen, Konrad von Würzburg u. A. Diese zwölf Männer wurden wegen ihres Dichtens und Singens von päpstlicher Seite der Ketzerei beschuldigt, riefen aber gegen diese Beschuldigung den Schutz Kaiserlicher Majestät an. Dieser wurde ihnen zugesagt, und Kaiser Otto berief sie auf einen bestimmten Tag nach Pavia, um bei der dortigen Hochschule wegen ihres Treibens verhört und geprüft zu werden. Vor dem Kaiser selbst, sowie seinem ganzen Rathe und auch Abgesandten des Papstes wurden sie

nun über Inhalt und Form ihrer Gedichte in ein scharfes Gericht genommen, dessen Ende war, daß sie nicht allein der Ketzerei unschuldig befunden, sondern auch von der ganzen hohen Versammlung mit Wohlgefallen angehört wurden. Daraufhin erlaubte der Papst den Meistergesang und ehrte sogar die vier Meister, welche sich in Pavia vor den Andern ausgezeichnet hatten, nämlich Heinrich Frauenlob, Barthel Regenbogen, Konrad Marner und Heinrich Mügeling, mit einem Kranze, in Folge dessen dann die „Töne“ (d. h. die Singweisen), welche diese Meister erfunden hatten, die „gekrönten Töne“ genannt wurden.

Mehr als Sage ist diese Erzählung wohl nicht. Gewiß ist nur das, daß die erste Meistersinger-Schule am Anfang des 14. Jahrhunderts zu Mainz entstand, und zwar unter der Leitung von Heinrich Frauenlob und Barthel Regenbogen. Diese blühte rasch empor, und durch eine Urkunde aus dem Jahr 1377 soll der Nachweis geliefert sein, daß Kaiser Karl IV. die Meistersinger-Schule bestätigte und ihnen sogar das Recht verlieh, ein eigenes Wappen zu führen. Dasselbe bestand aus einem in vier Felder getheilten Schilde, welches auf zwei Feldern den schwarzen Reichsadler, auf den beiden andern den silbernen, mit Gold gekrönten böhmischen Löwen zeigt. Das Ganze wird von einem blauen Schildlein mit einer goldenen Königskrone überragt.

Die Meistersinger-Schulen verbreiteten sich bald in ganz Deutschland, besonders in dessen südlichen Ländern. Im 14. Jahrhundert hatten außer Mainz auch Straßburg, Colmar, Freiburg, Frankfurt, Würzburg, im 15. Jahrhundert Nürnberg, Augsburg, Berlin, Görlitz, Zwickau, Danzig ihre Meistersinger-Schulen; ja selbst in kleineren Städten gab es solche.

Nach der ganzen Art und Weise des Meistergesanges bedurfte es auch gar sehr solcher Schulen. Denn um ein echter, rechter Meistersinger zu werden, genügte es keineswegs, daß Einer von Gott dem Herrn wirklich dichterische Gaben empfangen hatte, nein er mußte auch sehr viel lernen und das Gelernte fleißig einüben.

Man hatte nämlich ganz bestimmte Satzungen aufgerichtet, denen gemäß der Meistersinger sein Lied oder „Bar“ einzurichten hatte, und gegen die er in keiner Weise verstoßen durfte, wenn sein Bar wirklich den Ruhm eines Meistersanges einernten sollte.

Die Sammlung dieser Satzungen hieß „die Tabulatur“ und mußte von den Schülern fleißig erlernt sein, ehe sie nur wagen durften, sich selber an einem Gedichte zu versuchen. Denn es gab nach dieser Tabulatur 32 „Fehler“ oder „Laster“, die man beim Reimen und Singen machen konnte, und auf welche die „Merker“, die Meister, welche in der Singschule jedes vorgetragene Bar zu beurtheilen hatten, genau Acht geben mußten. Wer „glatt“, d. h. ohne einen Tadel von Seiten der Merker, singen wollte, durfte sich auch nicht eines einzigen dieser Fehler schuldig machen.

Als die größten und schwersten unter denselben galten: „falsche Meinungen,“ d. h. alle falschen, abergläubischen, unchristlichen oder gar unzüchtigen Gedanken oder Worte, die der reinen Lehre des Wortes Gottes, gutem Leben, Sitten, Wandel und Ehrbarkeit zuwiderliefen und um deretwillen Einer sogar ganz aus der Singschule konnte ausgestoßen werden; sodann „blinde Meinungen“ d. h. nicht klar und deutlich genug ausgedrückte Gedanken; ferner auch „falsch Latein“ d. h. Verstöße gegen die Regeln der lateinischen Sprache, falls nämlich Einer, was aber überhaupt nicht gern gesehen

wurde, sich im Bar lateinischer Ausdrücke bediente; denn was deutsch gegeben werden konnte, sollte auch deutsch gesagt werden. Ein Hauptfehler war das „Irrewerden“, sei es in den Worten des Gedichtes selbst oder im Tone, oder im Reime, oder gar in den einzelnen Absätzen, den „Stollen“ und „Abgesängen“, die jedes regelrechte Meisterlied in ganz bestimmter Weise haben mußte. Und solches Irrewerden konnte um so leichter, zumal bei den weniger Geübten vorkommen, als niemals aus dem Buche gesungen werden durfte, sondern nur aus dem Gedächtnisse. Wer irre wurde oder gar ganz stecken blieb, hatte „versungen“ und mußte mit Schimpf und Schande abtreten.

Auch in den Reimen, ja sogar in den Silben konnte man sich Fehler und Laster zu Schulden kommen lassen. So galt es ein Laster, wenn man dem Reime zu Gefallen falsche Vokale in ein Wort brachte, wenn man z. B. auf „Sohn“ reimte „Monn“ anstatt „Mann“. Ein Fehler aber war es, wenn man der richtigen Silbenzahl zu Liebe eine sogenannte „Klebsilbe“ mitunterlaufen ließ, d. h. ein Wort in unnatürlicher Weise zusammenzog, um nicht zu viele Silben in den Vers zu bekommen, wenn man z. B. kei'm sang statt „keinem.“

Denn die Hauptkunst des Meistergesanges bestand in dem richtigen Zählen der Silben, wobei aber auf Länge oder Kürze der Silben, auf Hebung oder Senkung gar keine Rücksicht genommen wurde oder wenigstens nicht genommen zu werden brauchte. Wenn nur in einem Verse keine Silbe zuviel oder zu wenig war, so fand er bei den „Merkern“ schon Gnade, so gezwungen und unnatürlich er auch beim Sprechen klingen mochte. Die Meisterlieder wurden nicht gesprochen, sondern gesungen, und da konnte ja freilich durch den Tonfall mancher der-

artige Silbenfehler verdeckt werden, der beim bloßen Hersagen des Gedichtes unangenehm hätte auffallen müssen. Des Singens wegen sollte auch ein regelrechter Vers nicht mehr als dreizehn Silben haben, weil eine größere Anzahl derselben nicht ohne neues Athemholen hätte gesungen werden können.

Auch über die Reime gab es ganz besondere Regeln und die verschiedenartigsten Benennungen für dieselben. „Stumpfe Reime" waren solche, die aus einsilbigen Wörtern gebildet waren, wie z. B. „Mann" und „kann". Dagegen hießen solche, die in zweisilbigen Wörtern zusammenklangen, wie z. B. „Erden" und „werden", „klingende Reime." Verse, die ganz ohne entsprechenden Reim blieben, hießen „Waisen"; solche, die erst nach mehreren dazwischenliegenden gereimten Versen ihren zugehörigen Reim fanden, „Körner". Einsilbige Wörter ohne Reim, die zu dem vorhergehenden oder folgenden Verse gehörten, nannte man „Pausen".

Mögen diese wenigen Proben zeigen, was Alles von den Schülern des Meistergesanges gelernt werden mußte, und welche Mühe aufzuwenden die Meister genöthigt waren, um einen Schüler regelrecht auszubilden.

Wir fügen schließlich noch hinzu, daß jeder kunstgerechte Meistergesang sein bestimmtes Gebäude haben mußte d. h. seine einzelnen Abschnitte oder „Gesätze", deren jedes wieder aus „Stoll", „Gegenstoll" und „Abgesang" zu bestehen hatte. Stoll und Gegenstoll mußten gleiches Versmaß und gleiche Singweise haben, während der Abgesang sein eigenes, besonderes Versmaß und auch seine eigene Singweise hatte.

Diese Versmaße und Singweisen hießen „Töne" und galten als Eigenthum ihrer Erfinder, nach denen sie auch benannt wurden. Wer sich einen solchen Ton

unverändert aneignete und für den seinigen ausgab, galt als „Tönedieb“. Nur wenn ein Ton in denjenigen eines anderen Meisters nicht eingriff, d. h. nicht mit ihm übereinstimmte, soweit vier Silben sich erstreckten, wurde er als ein neuer anerkannt und nach dem Erfinder benannt, der dadurch, wenn er es nicht bereits war, zum Meister wurde.

So wird es denn begreiflich, daß man allein in Nürnberg 222 solcher Töne zählte, bei deren Erfindung sich die unglücklichen Sänger wohl manchmal unsäglich abquälen mußten mit Umgestaltung und Erweiterung schon vorhandener Töne, wenn sie nicht in den bösen Geruch eines Tönediebs kommen wollten.

Und was für wundersame, zum Theil ganz lächerliche Namen führten diese Töne! Wir führen nur einige, besonders auffällige hier an. Man denke sich die schwarze Tinten=Weise, die abgeschiedene Vielfraß=Weise, die Cupidinis Handbogen=Weise, die vielfarbige Rock=Weise, die geblümte Paradies=Weise, die blutglänzende Draht=Weise, die englische Zinn=Weise, die gestreifte Safranblümlein=Weise, die Hageblut=Weise, die Rosmarin=Weise, die Feil=Weise, die zarte Buchstaben=Weise, die geschwinde Pflug=Weise, die harte Felder=Weise, die stumpfe Schoß=Weise, die spitzige Palm=Weise, die Strohhalm=Weise, die grüne Lilien=Weise, die blaue Kornblumen=Weise (NB. wenn man jetzt noch meistersänge, würde die vielleicht die deutsche Kaiser=Weise genannt werden!), die schwarze Agstein=Weise, die gelbe Löwenhaut=Weise, die spitzige Pfeil=Weise, die krumme Zinken=Weise, die hohe Firmament=Weise, Clios Posaunen=Weise, und wie sie alle hießen.

Worin diese Benennungen ihren Grund hatten und wodurch die einzelnen Töne auch nur im Entferntesten

an das erinnerten, was ihr Name besagte, wird wohl der gewiegteste Kenner des Meistergesanges vergeblich zu enträthseln suchen.

Wir aber schließen dieses Capitel mit dem Klagerufe: O ihr armen Schusterjungen und Weberknechte und Schmiedegesellen, die ihr das Alles lernen mußtet!

III.

Wie in damaliger Zeit Alles, was durch gleiches Streben innerlich verbunden war, auch äußerlich sich zusammenschloß und für die gemeinsamen Bestrebungen feststehende Formen und Ordnungen aufstellte, wie z. B. jedes Handwerk seine zünftigen Ordnungen und Gebräuche besaß und wiederum Handwerke verwandter Art sich zu Innungen und Gilden verbanden, so gab es auch bei den Meistern der verschiedenen Handwerke, welche sich mit der Dicht- und Singkunst befaßten, „Gott und der Welt gefällig zur gemeinsamen Erbauung und Belehrung", ganz bestimmte Ordnungen, obwohl die Meistersinger keineswegs als Zunft angesehen werden wollten.

Wie man beim Handwerk als Lehrling anfangen, dann zum Gesellen aufsteigen mußte und aus dem Gesellen erst ein Meister wurde, und zwar jedesmal auf Grund einer vorher bestandenen Prüfung, geradeso wurde es auch bei den Meistersingern gehalten.

Der „Schüler" mußte bei einem anerkannten, dazu berechtigten Meister förmlich in die Lehre gehen und schulgerecht die Tabulatur mit ihren fast unzähligen Gesetzen, Vorschriften und Strafbestimmungen erlernen. Hatte er dann in einer vor der feierlich versammelten Singschule angestellten Prüfung gezeigt, daß er die Reimkunst verstand und die Tabulatur gehörig inne hatte, so wurde er zum

„Schulfreund" befördert und durfte nun, was ihm bis dahin strenge untersagt gewesen war, selbstständig arbeiten und sich so zu der folgenden Stufe, der der „Singer", vorbereiten. Auf diese wurde er erhoben, nachdem er in einer weiteren Prüfung an den Tag gelegt hatte, daß er in mehreren der gangbarsten Töne zu singen verstand. Die nun folgende Stufe war die des „Dichters", von welchem gefordert wurde, daß er nach anderen Tönen selbstständige Lieder machen könne. Hatte aber Einer endlich selber einen neuen Ton erfunden, der als ein meisterlicher Ton anerkannt wurde, so war er auf der höchsten Stufe, der des „Meisters", angelangt.

Wir haben schon wiederholt der „Singschulen" Erwähnung gethan, und wollen jetzt eine kurze Beschreibung davon geben, wie es sich mit denselben verhielt, um dann nachher den Hergang bei einer sogenannten „meisterlichen Freiung" zu erzählen, d. h. bei der Feierlichkeit, mit welcher ein Dichter auf die Stufe des Meisters erhoben wurde. Wir hoffen, durch beide Berichte dem Leser einen Einblick in die Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit, sowie insonderheit des Meistersingerthums zu verschaffen und dadurch dem besseren Verständniß des nachher zu Erzählenden vorzuarbeiten.

Die gewöhnlichen Singschulen an Werktags-Abenden wurden in der dazu bestimmten Herberge abgehalten, und zwar ohne besondere Feierlichkeiten.

Man setzte sich nach des Tages Last und Hitze in der großen, vom Wirthe bereit gehaltenen Stube zusammen, die außer den langen, nur roh gezimmerten Tischen und Bänken nichts enthielt als den großen Kachelofen, welcher dem niedrigen Raum trotz seiner Größe auch an den kältesten Wintertagen eine behagliche Wärme zu spenden vermochte.

Würfel nnd Karten, die sonst unentbehrlichen Geräthschaften in einer Schenkstube der damaligen Zeit, zu welcher ja die Landsknechte mit ihrer unbändigen Spielwuth die häufigsten Gäste in den Zechstuben waren, wenn sie nämlich gerade Geld hatten, die fehlten hier gänzlich. Ebenso wenig sah man etwas von Waffen bei den Gästen, die sich hier zusammenfanden, da Jeder, der zum Tragen von Waffen berechtigt war, dieselben ablegen mußte, ehe er sich in der Stube einfand.

Behaglich und fröhlich saßen die kunstreichen Meister hinter ihren Kannen und Humpen mit leichtem Landweine und thaten manchen kräftigen Zug, zumal die Schmiede und Schlosser, die ja, wenn die Stimme zum Singen glatt werden sollte, erst den Kohlenstaub hinunterspülen mußten, den sie über Tage an der Esse eingeathmet hatten.

Unmäßiger Genuß des Weines war jedoch streng untersagt, und wer sich solchen erlaubte, oder wer in Folge allzu reichlichen Weingenusses auch nur etwa mit lauter Stimme unnütze Gespräche zu führen begann, besonders Gespräche, die irgendwie wider gute Sitte, Zucht und Ehre verstießen, hatte unfehlbar zu gewärtigen, daß er nach vorausgegangener Vermahnung und Warnung hinausgewiesen wurde.

War der erste Durst gestillt, so wurde nun vorgebracht, was der Eine oder der Andere seit der letzten derartigen Zusammenkunft gedichtet hatte, bald ein lustiger Schwank, worin irgend eine Thorheit oder Unsitte, die gerade besonders im Schwange ging, gegeißelt, dieses oder jenes heitere Vorkommniß im Leben zur Sprache gebracht wurde, dem aber nie der ernst gehaltene Abgesang oder Beschluß fehlen durfte, bald auch ein Gedicht ernsteren Inhalts, das aber mit derselben Theilnahme und Auf-

merksamkeit angehört werden mußte, wie der lustigste, zu der fröhlichen Stimmung der Zecher passende Schwank.

Hier wurden auch jene Singkämpfe oder „Kampfgespräche" aufgeführt, in welcher die Meister ihre Schlagfertigkeit in Wort und Reim trefflich beweisen und förderlichst üben konnten. Dabei warf Einer aus dem Gedankenkreise, der ihn den Tag über beschäftigt hatte, oder auch aus seinen eigenen Zweifeln und Bedenken heraus irgend eine Streitfrage auf, z. B. „was das Stärkste sei auf Erden," worüber dann die Einzelnen, die sich überhaupt an dem Kampfgespräch betheiligen wollten, der Reihe nach aus dem Stegreif in gereimten Versen ihre Meinung sagen mußten, bis endlich Derjenige, welcher die Frage aufgeworfen hatte, oder Derjenige, welcher den Vorsitz in der Gesellschaft führte, die vorgetragenen Meinungen zusammenfaßte und in einem Beschlusse das Endurtheil abgab.

Es wurde auch wohl ein sogenannter „Zechkranz" veranstaltet, d. h. ein Rundsingen, an dem alle Zechgenossen Theil nahmen.

In diese Singschulen an den Werktags-Abenden konnten auch fremde Gäste eingeführt werden, die den Meistergesang wohl liebten, aber nicht selber übten, und durften dann stille dem Gesange zuhören. Allein so gut man sich dabei auch unterhalten, so fröhlich und behaglich man auch beisammen sitzen mochte, zu bestimmter Stunde wurde ein Ende gemacht, und Jeder ging ruhig nach Hause.

Allzu oft wurden jedoch solche Werktags-Singschulen nicht gehalten; denn man war damals noch der Ansicht, daß der Hausvater am Abend nicht in das Wirthshaus gehöre, sondern in den Kreis seiner Familie, und daß er in diesem seine beste und schönste Erholung zu suchen habe.

„Glückliche Zeit!" möchte man da ausrufen, wenn

man daran denkt, wie es heutzutage ganz anders aussieht, und wie man für solche „altfränkische“ Ansichten zum Mindesten ein höhnisches Lächeln in Bereitschaft hat.

Aber damit auch die Familien von der Kunst ihrer Oberhäupter Genuß, Belehrung oder auch Erbauung haben möchten, geschah es wohl, daß ein Meister etliche andere sammt ihren Familien in sein Haus zu Gaste lud, und daß dann nach dem Essen ebenfalls Kampfgespräche oder gar förmliche Schauspiele ernsten oder lustigen Inhalts aufgeführt wurden, letzteres besonders zur Fastnachtszeit.

Anders wie mit den gewöhnlichen Singschulen verhielt es sich indessen mit den festlichen Singschulen, welche am Sonntag-Nachmittag nach dem Gottesdienst in einer Kirche abgehalten wurden, und zu denen Jedermann Zutritt hatte, dem es nicht zu viel war, eine kleine Münze in die Büchse zu werfen, die an der Kirchenthüre den Eintretenden vorgehalten wurde, und von deren Inhalt theils die Preise für die Sieger im Wettsingen beschafft, theils die Kosten für die nöthigen Einrichtungen gedeckt wurden, welche für solch’ ein Festsingen zu treffen waren.

Und deren gab es mancherlei.

Zunächst mußte zu der Festschule öffentlich eingeladen werden. Dies geschah durch große hölzerne Tafeln, die an den stattlichsten Häusern der Stadt, sowie insonderheit an der Thüre der Kirche, in der das Singen stattfinden sollte, aufgehängt wurden. Diese Tafeln zeigten gemeiniglich ein Gemälde, eine Schilderei, die auf den Meistergesang Bezug hatte, und darunter einen großen Zettel, auf welchem die Freunde und Gönner des Meistergesanges mit zierlich gesetzten Worten eingeladen waren, der heute stattfindenden festlichen Singschule anzuwohnen.

In Nürnberg hatte man solch eine Tafel für die

Kirchthüre, auf welcher der berühmte Rosengarten zu Worms abgebildet war, in dem vor Zeiten die Minnesänger ihr Wettsingen abgehalten hatten, und in diesem Garten mehrere herumwandelnde Männer. Darunter stand eine von unserem Hans Sachs gedichtete Einladung, aus der wir die nachfolgenden Worte hierhersetzen wollen:

Zwölf alte Männer vor viel Jahren
Thäten den Garten wohl bewahren,
Vor wilden Thieren, Schwein'n und Bär'n,
Die wollten ihn verwüsten gern;
Die lebten, als man zählt fürwahr
Neun hundert zwei und sechzig Jahr.

Es waren damit jene zwölf Männer gemeint, von denen in der Mitte des vorigen Kapitels die unter den Meistersingern im Schwange gehende Sage erzählt worden ist.

Eine Einladung zum Festsingen lautete:

Kommt her, ihr Singer, allgemein
Auf unsre Schul sollt ihr geladen sein,
Und singet hier all' mit Fleiß
Dem Herren zu Lob, Ehr und Preis,
Und lobet Gott mit süßem Ton,
Wie auch der König David schon!
Der sang dem Herrn ein schön Gedicht,
Also sollt ihr auch sein verpflicht't.

Und in der That zeigte eine Anschlagtafel der Nürnberger Meistersinger, welche mit kostbarem Schnitzwerk geziert war, in dem oberen Theil der Schilderei auf dem Grunde den König David mit seiner Harfe, knieend vor dem am Kreuze hangenden Heiland, während die beiden Seitenflügel, welche über der Schilderei geschlossen werden konnten, auf ihrer Innenseite mit den Bildern von vier berühmten Meistersingern geschmückt waren. Diese kostbare Tafel wurde an der Thüre der Kirche aufgehängt, in der das Festsingen abgehalten werden sollte, was zu

Nürnberg zuerst in der Marthakirche, später in der Katharinenkirche geschah.

Aber auch noch andere Zurüstungen und Einrichtungen galt es, für solch' ein sonntägliches Hauptsingen zu treffen.

Es mußte ein „Singstuhl" errichtet werden, eine Art von kleiner Kanzel, die neben der großen Predigtkanzel ihren Platz fand und mit einem bunten gewirkten Teppiche behängt wurde. Denn es war wohl nicht überall so, wie in Nürnberg, wo der ehrsame Rath der Stadt den Meistersingern auf ihr Ansuchen die Erlaubniß ertheilt hatte, einen festen Singstuhl in der Kirche zu errichten, der jahraus jahrein stehen bleiben durfte, eine Erlaubniß, welche gewiß deutliches Zeugniß davon ablegt, in welch' hohen Ehren die Kunst der Meistersinger in Nürnberg stand, und wie fest begründet die Ueberzeugung war, daß in den festlichen Singschulen nichts vorkommen werde und vorkommen könne, was irgendwie der Würde des Gotteshauses zu nahe treten möchte.

Außer diesem Singstuhl mußte aber auch noch das sogenannte „Gemerke" errichtet werden. Dies war ein etwa drei Fuß hohes Gerüste von Balken und Brettern, welches vorne im Chore, also ganz in der Nähe des Singstuhles aufgeschlagen wurde, aber durch dunkle Vorhänge, mit denen das Chor verschlossen wurde, den Blicken der im Kirchenschiffe Sitzenden entzogen war. Auf diesem Gemerke stand ein Tisch mit einem großen, schwarzen Pulte, auf welchem eine aufgeschlagene Bibel lag.

Dies war der Platz für die „Merker," d. h. die Beurtheiler der vorgetragenen Gesänge und zugleich die Kampfrichter, welche bei einem Wettsingen zu entscheiden hatten, wem der Preis gebühre. Die vier Merker führten die Namen: „Büchsenmeister" (der die Kasse zu

führen hatte) „Schlüsselmeister (der die äußeren Anordnungen zu treffen hatte), „Kronmeister", (der die Preise an die Sieger in den Wettsingen vertheilte) und „Merkmeister" (der mit mehreren andern Merkern, die ihm behülflich waren, das Singen selbst überwachte und die gemachten Fehler der Singer notiren mußte.)

Es ist selbstverständlich, daß diese Ehrenämter nur den anerkannt tüchtigsten Meistern übertragen wurden, und daß es darum als eine hohe Ehre galt, für sie erwählt zu werden.

Der Merkmeister mit seinen Gehülfen hatte nun, wenn das Singen begann, darauf zu achten, ob das vorgetragene Lied, dem bei solchen Hauptsingen jedesmal ein Bibelwort zu Grunde gelegt sein mußte, auch wirklich seinem ganzen Inhalte nach mit dem angegebenen Bibelworte übereinstimmte und nichts Abweichendes oder gar Zuwiderlaufendes enthielt. Ein anderer der Merker hatte die Pflicht, genau aufzupassen, ob in dem Liede keine Vorschrift der Tabulatur verletzt sei, und mußte jeden Verstoß gegen dieselbe mit einem Kreidestriche auf dem Pulte anmerken. Wieder ein Anderer mußte auf die Richtigkeit der Reime und die Zahl der Silben in jedem Verse Acht geben und hatte zu dem Ende ein wunderliches Spiel mit den Fingern zu treiben, an denen die Silben abgezählt wurden.

Nach jedem Abgesange, der ein Gesätz schloß, mußte der Singer etwas inne halten, um diesem Merker Zeit zu geben, die versungenen Silben anzukreiden, und durfte erst weiter singen, wenn aus dem Gemerke der Befehl gegeben war: „Fahret fort!" Noch ein weiterer Merker endlich hatte über die Richtigkeit des Tones zu wachen, in welchem der Singer erklärt hatte, singen zu wollen,

falls er nicht einen neuen, selbst erfundenen Ton angekündigt.

Auch der Befehl: „Fanget an!“ mußte aus dem Gemerke ergangen sein, ehe der Singer sein Lied beginnen durfte.

Die Preise, welche ausgetheilt wurden, waren zuerst der sogenannte „Davidsgewinner,“ eine silberne, aber übergoldete Kette, an welcher allerlei Schaustücke prangten, deren größtes das Bild des Königs David mit der Harfe zeigte. Diesen werthvollen Preis erhielt jedoch der Sieger im Wettsingen, der „Uebersinger,“ nicht als sein Eigenthum, sondern er blieb vielmehr Eigenthum der Gesellschaft, und der Sieger durfte ihn nur an seinem Ehrentage tragen.

Den zweiten Preis bildete ein Kränzlein aus seidenen Blumen, das dem Sieger auf's Haupt gesetzt wurde und sein Eigenthum blieb.

Man sieht daraus, wie es bei den Wettsingen lediglich um die Ehre ging, und wie sich kein unlauterer Eigennutz einmischen konnte.

War nun die Kirche genugsam gefüllt, oder doch die bestimmte Zeit da, so begann auf ein Zeichen aus dem Gemerke zuerst das „Freisingen“, an welchem sich Jeder betheiligen durfte, der sich als „Liebhaber des deutschen Meistergesangs“ und als „Gesellschafter“ d. h. als Mitglied irgend einer Genossenschaft von Meistersingern ausgewiesen hatte, gleichgültig ob er schon die Stufe des Meisters erstiegen hatte, oder erst Singer war. Bei diesem Freisingen gab es jedoch keinen Preis zu ersingen, sondern nur Ehre, je nachdem freilich auch Unehre.

War Niemand mehr da, der an dem Freisingen Theil nehmen wollte, oder war die dafür bestimmte Zeit abgelaufen, so begann das „Hauptsingen“, an dem sich

nur solche betheiligen konnten, welche bereits die Stufe des Meisters erklommen hatten.

Ehe jedoch damit der Anfang gemacht wurde, sammelten sich die anwesenden Meister um den Singstuhl und sangen ein gemeinsames Lied, so jedoch, daß jeder Vers erst von Einem vorgesungen und dann von den Uebrigen im Chore wiederholt wurde.

Ein Lied, welches von Hans Sachs herrührt, war wohl für diesen Zweck gedichtet. Es beginnt:

Wach' auf, mein's Herzens Schöne,
Du christentliche Schaar
Und hör' das süß' Getöne,
Das rein' Wort Gottes klar rc.

Darnach gingen die Merker hinter ihren Vorhang, und der erste Meister bestieg den Singstuhl. Hatten Alle, welche sich für das Hauptsingen angemeldet, ausgesungen, so wurden die Preise zuerkannt, und die Feierlichkeit hatte ein Ende.

Nun zogen alle Meister, je zwei und zwei, in feierlichem Zuge nach der Herberge, voran derjenige, welcher den zweiten Preis ersungen hatte, und dem man zu seinem Kränzlein die Ehre dieses Vortritts gestattete. Dort wurde nun nach dem Ernste, der in der Kirche gewaltet hatte, auch der Freude ihr Recht.

Ein Fäßchen Wein wurde auf den Tisch gelegt, um die vom Singen trocken gewordenen Kehlen wieder anzufeuchten, und der zweite Gewinner hatte, wie er beim Zuge aus der Kirche die Ehre des Vortritts gehabt hatte, so nun hier die Pflicht, das Fäßchen anzuzapfen und für die Andern den Mundschenken zu machen.

Da wurde denn das Scherzwort: „die alten Deutschen tranken auch einmal" zum Wahrwort. Lustig kreisten die Becher, und der Mundschenk hatte alle Hände voll zu thun, die Durstigen zu befriedigen. Man that sich einan=

der wacker Bescheid und plauderte dazu in der fröhlichsten Weise. Damit aber alles in Zucht und Ehren hergehe, führte der oberste Merker, der „Merkmeister,“ am Zechtische den Vorsitz und hatte einen hölzernen Hammer neben sich liegen, mit dem er warnend auf den Tisch klopfte, wenn die Stimmen zu laut wurden, oder wenn sich die kurzweiligen Gespräche auf unziemliche Wege zu verirren drohten. In diesem Falle wurde auch wohl von dem Vorsitzenden ein Kampfgespräch 'auf die Bahn gebracht, das die entfesselten Zungen wieder zur Stille, die allzu fröhlichen Herzen in die Bande des schweigenden Zuhörens zwang. Schien es aber dem obersten Merker überhaupt genug, so hob er die Versammlung auf und seinem Gebote mußte sich Alles fügen.

Wie ernst es die wackeren Meister mit ihrer Kunst nahmen, und wie hoch sie von derselben hielten, ist aus dem Gelübde zu ersehen, welches Jeder, der auf die Stufe des Meisters erhoben werden wollte, oder, wie es hieß, „die meisterliche Freiung“ begehrte, zuvor in die Hände der Merker ablegen mußte. „Ich gelobe“, hieß es da

Zum Ersten: daß ich bei dieser löblichen Kunst der Meistersinger beständig bleiben und von dem Gesange nicht weichen, sondern festiglich darauf halten will;

Zum Andern: daß, wenn an einem Orte etwa der Kunst und Gesellschaft übel und spöttisch sollte nachgeredet werden, ich Solches, so ich es höre, mit Bescheidenheit widersprechen und der Kunst nicht zu kurz geschehen lassen will;

Zum Dritten: daß ich mit den Gesellschaftern des deutschen Meistergesangs friedlich und schiedlich leben, sie vor allem Schaden warnen, ihnen in allen Leibesnöthen helfen und beistehen, ihr Gut und Nah-

rung bessern und behüten, alles Gute von ihnen reden, und so Jemandes ungleich (unbillig) sollte gedacht werden, mir, ihn zu entschuldigen und zu vertheidigen, äußerst angelegen sein lassen will.

Zum Vierten: daß ich kein meisterlich Lied oder Ton auf öffentlichen Gassen, so Tags wie Nachts, auch nicht bei Gelagen, Gastereien, oder in anderen üppigen Zusammenkünften, wie auch nicht, wenn ich etwa sollte bezecht sein, singen und hierdurch der Gesellschaft einen Schandfleck anhängen will

Wir bemerken nur noch, daß der Meistergesang, der, wie aus dem bisher Gesagten wohl zu ersehen ist. wohl dazu angethan war, in einer Zeit des Sittenverfalls und der Rohheit unter dem deutschen Bürgerstande Zucht und Ehrbarkeit, sowie auch den Sinn für das Hohe, Edle, Schöne zu erhalten und der Verachtung der Religion einen kräftigen Damm entgegenzusetzen, sich durch mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten hat

Selbst die böse Drangsalszeit des dreißigjährigen Krieges vermochte nicht, ihn ganz zu vernichten, so wenig Lust zum Dichten und Singen auch im Allgemeinen in jener schrecklichen Zeit vorhanden gewesen sein mag.

Ja er erhielt sich noch bis in unser Jahrhundert hinein. Im Jahre 1770 wurde zwar in Nürnberg, wo der Meistergesang wohl in der höchsten Blüthe gestanden hatte, die letzte Singschule gehalten; aber in Ulm bestand eine Gesellschaft von Meistersingern noch bis in unser Jahrhundert hinein. Als dieselbe jedoch immer kleiner an Mitgliederzahl wurde, übergaben die letzten vier Mitglieder des Gemerkes die bisher sorgfältig aufbewahrten Schätze der Gesellschaft, Tabulatur, Schultafel und Fahne, dem Ulmer Liederkranz am 21. Oktober 1839 zum Geschenke, indem sie sich ausbielten, daß derselbe bei festlichen

Aufzügen neben seiner eigenen Fahne auch die alte Fahne der Meistersinger führen solle, und daß es ihnen, den letzten Merkern, gestattet werde, diese Fahne zu tragen, so lange noch Einer von ihnen am Leben sei und die Kraft dazu besitze. Dazu war dann noch der fromme Wunsch gefügt, daß, gleichwie der Meistersinger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Anhören ihrer Weisen einlud, so Jahrhunderte hinauf die Banner des Liederkranzes wehen, und seine Lieder späten Enkeln tönen möchten.

Die bisherigen Vorbemerkungen hielten wir für nöthig, damit der freundliche Leser eine klare Einsicht in das Wesen des Meistersingerthums gewänne, und hoffentlich haben sie auch dazu geführt, ihn einsehen zu lassen, welche Bedeutung dasselbe für seine Zeit gehabt hat: wie es nämlich durch die Beschäftigung mit den Heldengeschichten des deutschen Volkes, besonders durch die Pflege des Gedächtnisses an die glorreiche Zeit der Hohenstaufen, den vaterländischen Sinn belebte und stärkte zu einer Zeit, in welcher das Gemeinschaftsgefühl in den Herzen der Deutschen fast erstorben war; wie es Zucht, Sitte und Ehrbarkeit pflegte zu einer Zeit, in welcher Unzucht und Sittenlosigkeit bei Hoch und Nieder in so hohem Maße eingerissen waren; wie es den Sinn für das Schöne, Edle zu retten suchte zu einer Zeit, in der ein jämmerlicher Aeußerlichkeits-Geist und eine schnöde Lust am bloßen Sinnengenusse das deutsche Volk im Großen und Ganzen beherrschte; wie es endlich durch die sorgfältige Beschäftigung mit der heiligen Schrift und durch die daraus geschöpfte christliche Erkenntniß wahren religiösen Sinn erweckte und förderte zu einer Zeit, in welcher die christliche Religion wegen der Verderbtheit Derer, die sie zu pflegen berufen waren, mehr oder weniger zu einem

Gegenstande der Mißachtung geworden war, und wie es durch sein freimüthiges Auftreten gegen die in Lehre und Leben der Kirche eingedrungenen Irrthümer und Mißbräuche jene große Zeit vorbereiten half, welche in diesen Stücken segensvolle Wandelung hervorrufen sollte, und deren Ziele förderte, als sie wirklich gekommen war.

Sollte dies aber der vorstehenden Darstellung wirklich gelungen sein, dann ist ja nun auch für das im Nachfolgenden zu zeichnende Lebensbild der rechte Boden gewonnen. Dann wird es wohl Niemanden mehr einfallen, verächtlich die Achseln zu zucken und empfindlich die Nase zu rümpfen, wenn wir es jetzt unternehmen, von jenem ehrsamen Nürnberger Schuhmacher-Meister zu reden, welcher mit Fug und Recht der größte unter den deutschen Meistersingern genannt wird. Dann wird auch Mancher das bekannte und bereits angeführte Spottverschen:

„Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poët dazu."

als ein rühmendes Zeugniß ansehen für denjenigen, der, trotzdem daß er ein Schuhmacher war und zeitlebens blieb, dennoch ein Dichter geworden ist, dessen die Nachwelt noch bewundernd gedenkt.

IV.

Unser Hans Sachs war also ein Nürnberger Kind, und gerade, weil er dies war, ist er wohl das geworden, was er gewesen ist.

Denn wie ja bei vielen Pflanzen ihr ganzes Gedeihen sowie der Werth oder Unwerth ihrer Früchte wesentlich von dem Standorte abhängt, den sie haben, und von der Beschaffenheit des Bodens, in welchem sie wachsen, so ist

es auch bei einem Menschen für seine ganze zukünftige Entwickelung von der wesentlichsten Bedeutung, wo er das Licht der Welt erblickt hat, in welcher Umgebung er aufgewachsen ist und die ersten Eindrücke für Geist und Herz empfangen hat.

Und was für Eindrücke konnte Einer damals in Nürnberg empfangen! In einer Stadt, von welcher Luther sagte, sie leuchte in ganz Deutschland wie eine Sonne, und was dort im Schwange gehe, das bewege gar kräftiglich alle anderen Städte; in einer Stadt, von welcher das Lied über die deutschen Städte singen durfte:

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll;

in einer Stadt, die unser Hans Sachs selber voll glühender Heimathsliebe so „hoch lobwürdig" fand

Als einen blühenden Rosengart,
Den Gott ihm selber hat bewahrt!

Nürnberg war zu jener Zeit noch eine freie Reichsstadt, wohl bewehrt mit doppelter Ringmauer und einem tiefen Graben, die es gegen den ersten Andrang von Feinden völlig sicher stellten, und denselben eine harte, regelrechte Belagerung zur Nothwendigkeit machten, wenn sie die gute Stadt erobern wollten.

Und hätte auch ein Feind diese doppelte Ringmauer mit ihren 183 Thürmen und vielen großen Basteien genommen gehabt, so stand ihm drinnen eine lebendige Ringmauer von etwa 10000 wohlgerüsteten Kriegsleuten entgegen, deren Zahl leicht durch die wehrhaften Bürger der Stadt noch um ein gut Stück erhöht werden konnte. Denn obwohl Nürnberg eine Handelsstadt war und als solche darauf bedacht sein mußte, so viel wie möglich in Frieden zu bleiben, so versäumten es seine Bürger doch

nicht, sich in den Waffen zu üben für die Zeiten der Noth und Gefahr, und wurden dort glänzende Turniere, sogenannte „Gesellenstechen" von den wehrhaften jungen Bürgern abgehalten ganz nach ritterlicher Art und Weise.

Auf hohen, steilen Felsen, ganz umringt von einem in den Fels eingehauenen Graben, lag ein stattliches, festes Schloß, das Stammhaus jenes großen Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, der im Jahre 1411 von Kaiser Sigismund zum erblichen Statthalter der Mark Brandenburg ernannt wurde und dort das glorreiche Geschlecht der Hohenzollern begründete, das jetzt dem wieder erstandenen deutschen Reiche seinen hochverehrten Kaiser gegeben hat.

Von diesem Schlosse aus sah man hinunter auf die gewaltige Stadt, die in ihren 528 Straßen und Gassen, welche alle wohl gepflastert waren, eine Unzahl von Häusern hatte. Und was für Häuser! Stolz und hochgiebelig, geschmückt mit Thürmen und Erkern, Zinnen und goldglänzenden Knäufen, köstlicher Steinmetzarbeit und Holzschnitzerei, so daß man wohl sagte, die schottischen Könige, um deren Macht und Größe es demnach etwas bedenklich zu jener Zeit ausgesehen haben muß, würden sich glücklich preisen, wenn sie so wohnten, wie mancher Nürnberger Bürger.

Eilf steinerne Brücken führten über die Pegnitz, die ihr schönes, grünes Wasser durch die Stadt führt und damals die Räder von 68 an ihr erbauten Mühlen in kräftigem Schwunge drehte.

Zehn große Marktplätze dienten dem öffentlichen Verkehre und halfen der großen, dichtbevölkerten Stadt die nöthige Lebensluft schaffen. 116 Schöpfbrunnen, zum großen Theil mit kunstreicher Steinmetzarbeit verziert, lieferten der Bevölkerung das nöthige Trinkwasser und

13 gemeine Badstuben dienten der Reinlichkeit und dem Wohlbehagen der Bürger. Acht gewaltige Kirchen mit himmelanstrebenden Thürmen luden die Frommen zum Gebete und zum Gottesdienste und lieferten durch ihre reiche, kostbare Ausschmückung den Beweis, daß bei den Nürnbergern das Psalmwort Wahrheit hatte: „Herr, ich habe lieb die Stätte Deines Hauses, und den Ort, da Deine Ehre wohnt.“ Welche wunderbare Kunstwerke waren nur das Sacramentshäuslein in der Lorenzkirche von Adam Krafft und das Sebaldusgrab in der Sebalduskirche von Peter Vischer, ein Meisterwerk der Erzgießkunst, welches noch heute die höchste Bewunderung des Beschauers erregt!

Und in dieser großen prächtigen Stadt welch ein Leben und Regen! Hören wir nur unsern Hans Sachs selbst darüber, wie er seine Mitbürger beschreibt als

Ein ämsig Volk, reich und sehr mächtig
Gescheidt, geschicket und fürträchtig (= vorwärts trachtend)
Ein großer Theil treibt Kaufmannshandel
In alle Land hat er sein Wandel
Mit Specerei und aller Waar'.
Allda ist Jahrmarkt durch das Jahr
Von aller Waar', weß man begehrt.
Der meist Theil sich mit Handwerk nährt.
Allerlei Handwerk ungenannt,
Was je erfunden Menschenhand.

Und in der That soll damals Nürnberg über 150000 Einwohner gehabt haben, und sollen 92 verschiedene Handwerke dort vertreten gewesen sein, die sich durch löblichen Wetteifer in ihren Leistungen auszeichneten und bei ihren Erzeugnissen Dauerhaftigkeit und kunstvolle Schönheit glücklich zu vereinigen wußten.

Auch eine Reihe wichtiger Erfindungen ging von den geschickten und sinnreichen Gewerbsleuten Nürnbergs aus. Wir wollen nur nennen: das Drahtziehen, welches dort

schon um 1360 durch einen Meister Rudolf erfunden wurde; die Taschenuhren oder die damals sogenannten „Nürnberger Eier“, die anno 1506 von einem Peter Hele zuerst verfertigt wurden; endlich das für die Kriegsführung so wichtig gewordene Feuersteinschloß an den Gewehren, welches im Jahre 1517 seine Entstehung fand.

Und wer kennte nicht die Namen der großen Künstler, die Nürnberg damals in seinen Mauern hatte, und von denen wir nur nennen wollen den Maler Albrecht Dürer, den Bildhauer Adam Kraft, den Erzgießer Peter Vischer!

„Nürnberger Hand geht durchs ganze Land,“ sagten damals, und mit voller Wahrheit, sprüchwörtlich alle Deutschen.

Wo solch ein reiches Leben sich tagtäglich vor den Augen der Stadtbewohner abspielte, da war es ja ganz unmöglich, daß nicht ein gesunder, frischer Knabe, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte, wie unser Hans Sachs einer gewesen sein muß, Eindrücke empfing, die sich nachher nicht wieder verwischen konnten, und frühe schon einen so weiten Gesichtskreis gewann, wie er Andern an weniger bevorzugten Orten Geborenen ihr Leben lang verschlossen bleibt.

Und unser Hans Sachs muß ja wohl gewußt haben, wieviel er auch als Dichter seiner Vaterstadt verdankte. Denn, wo er am Schlusse seiner Gedichte seinen Namen unterschreibt, wie das denn bei den weitaus meisten seiner Gedichte der Fall ist, da setzt er meistentheils auch den Namen seiner Vaterstadt darunter, als ob beide Namen unzertrennlich verbunden seien. Oder könnte man bei ihm, dem demüthigen Manne, als welchen er sich sein Leben lang erwies, annehmen, daß es bloß der Stolz des freien Reichsstädters war, der ihn zu der fast stehenden Unterschrift bewog „von Nürnberg Hans Sachs“?

Sollte dieser Unterschrift nicht vielmehr die Absicht zu Grunde gelegen haben, von der Ehre, die man ihm als Dichter spendete, ein gut Theil seiner lieben Vaterstadt zuzuwenden, welcher er in geistiger Beziehung soviel verdankte?

Aber auch draußen außerhalb der Mauern der guten Stadt Nürnberg regte sich zur Zeit, da Hans Sachs geboren ward, überall ein neues, gewaltiges Leben, von welchem Leute wie die Nürnberger, die ihr Handel mit aller Welt in Verbindung brachte, nicht unberührt bleiben konnten.

Erst zwei Jahre vor der Geburt des großen Meistersingers war Amerika, die neue Welt, entdeckt worden, und als derselbe die ersten Gehversuche glücklich überwunden haben mochte, wurde der Seeweg nach Ostindien aufgefunden, zwei Ereignisse, die von unermeßlicher Wichtigkeit wurden für den Handel wie für das ganze Leben der Europäer und eine Fülle von neuen Gedanken und Unternehmungen in's Leben riefen.

Die Buchdruckerkunst war allerdings schon 50 Jahre früher erfunden worden und hatte schon im Jahr 1470 auch in Nürnberg eine Heimstätte gefunden; aber zu der vollen Entfaltung, die es ihr möglich machte, wie im Fluge jeden neuen Gedanken in alle Welt hinauszutragen und die Schätze des Wissens um billigen Preis selbst in das Haus des geringen Mannes einzuführen, kam sie doch erst jetzt. Ohne sie wäre es wenigstens den Meistersingern wohl kaum möglich gewesen, nicht nur in dem Gemerke immer eine Bibel zu haben, sondern auch daheim in ihren Häusern, um daraus die Stoffe für ihre Meisterlieder zu nehmen.

Es war jedoch nicht bloß eine große, reich bewegte Zeit, in welche die Geburt von Hans Sachs fiel, sondern

auch eine schwere, böse Zeit, zumal in der guten Stadt Nürnberg. Denn es herrschte damals dort eine gefährliche, bösartige Pestseuche, welche ein großes Sterben in der Stadt herbeiführte und unzählige Wittwen und Waisen machte.

Um ein Haar wäre auch das Knäblein, welches am 5. November 1494 dem ehrsamen Schneidermeister Veit Sachs zu Nürnberg geboren ward und dem man in der heiligen Taufe, welche es von wegen der gefährlichen Seuche sogleich am Tage der Geburt empfing, den Namen Hans beilegte, eine Waise geworden, nachdem es kaum das Licht der Welt erblickt hatte. Denn seine beiden Eltern wurden von der Seuche befallen und lagen todtkrank darnieder, so daß sich mitleidige Seelen des Säuglings annehmen mußten.

Aber Gott der Herr, der das Kindlein in der Wiege zu Großem ausersehen hatte, wollte ihm den unschätzbaren Segen elterlicher Liebe und Fürsorge nicht entziehen, der zum rechten Gedeihen eines Menschenkindes fast ebenso unentbehrlich ist, wie Regen und Sonnenschein für das Gedeihen des zarten Pflänzleins. Die schwer erkrankten Eltern genasen, und über den armen Säugling hielt der Herr schützend seine starke Hand, also daß ihn die böse Seuche nicht einmal anrühren durfte.

Meister Veit Sachs war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der ebensowohl wie seine Ehefrau, deren Namen wir leider nicht nennen können, den Spruch des Apostels kannte und übte: „Ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn!“ Der Sohn hat dies selbst anerkannt und seinen lieben Eltern ein schönes Ehrengedächtniß gestiftet in den Worten:

Als ich in meiner kindlichen Jugend
Wurd' zogen auf gut' Sitten und Tugend
Von meinen Eltern auf Zucht und Ehr', ...

Und diese fromme, tugendsame Erziehung ist für das Kind ein Kapital geworden, von dem nachher der Jüngling und der Mann zehrte; denn bei allen Versuchungen welche dem Jünglinge draußen auf seiner langen Wanderschaft nahe traten, hat derselbe den Pfad der Zucht und Ehre nicht verlassen, auf den die treuen Eltern schon des Kindes Füße gerichtet hatten, und als aus dem Jünglinge ein Mann geworden war, hat dieser in seinem eigenen Hauswesen dem Vorbilde stets nachgelebt, welches er im frommen Elternhause vor Augen gehabt hatte.

Meister Veit Sachs, der Schneider, muß aber nicht allein ein frommer, gottesfürchtiger, sondern auch ein kluger Mann gewesen sein, welcher die Sprache verstand, die aus den tiefen, dunklen Augen seines Hänschens auch ohne Worte redete und von reichem Geiste Zeugniß gab, welcher in dem kleinen Krauskopfe wohnte.

Da sah er denn seinen geringen Stand nicht an und die saure Mühe, welche er sich's mußte kosten lassen, mit der Nadel für sich und seine Familie des Lebens Nothdurft zu erwerben, sondern ward mit sich einig, die reichen Geistesgaben, die seinem Hänschen offenbar verliehen waren, recht ausbilden zu lassen, daß sie nicht wie ein ungenütztes Pfund vergraben blieben.

Er schickte deshalb den kleinen klugen Burschen schon mit seinem siebenten Lebensjahre in eine der sogenannten „lateinischen" Schulen der Stadt. Wenn man freilich hört, was darin außer dem Lesen und Rechnen Alles getrieben wurde, so kann einem heute noch der arme Bursche leid thun sammt allen seines Gleichen. Sie mußten sich da die Köpfe mit Dingen vollpfropfen lassen, die jedenfalls himmelweit über ihren Gesichtskreis hinauslagen und sicherlich nur mit unsäglicher Mühe und unter kläglicher Verbitterung der frischen, fröhlichen Kindheit gelernt

wurden, um alsbald nach der Schulzeit wieder vergessen zu werden. Denn nach Hans Sachsens eigenem Zeugnisse in einem seiner Gedichte mußte er hindurchgehen durch die Lehre

Der Präceptor'n auf der hohen Schul',
So saßen auf der Künste Stuhl,
Der Grammatika und Rhetorika,
Der Logika und Musika,
Arithmetika, Astronomia,
Poët'rey und Philosophia.
Da ich lehrt' (lernte) Griechisch und Latein
Artlich wohl reden, wahr und rein.
Rechnen lehrt ich auch mit Verstand,
Die Ausmessung mancherlei Land,
Auch lehrt' ich die Kunst der Gestirn',
Der Menschen Geburt judicir'n;
Auch die Erkenntniß der Natur,
Auf Erden mancher Creatur
In Luft, Wasser, Feuer und Erden,
Dazu mit herzlichen Begerden
Begriff Gesangeskunst subtil
Manch süß liebliches Saitenspiel;
Lehrt' auch endlich die Poëterey,
Darin an Tag zu geben frei
Manniches höfliches Gedicht 2c. 2c.

Wem ginge nicht eine gelinde Gänsehaut über den Leib, wenn er die Aufzählung aller dieser Lehrgegenstände liest, womit man damals schon den Geist und Fleiß sieben- oder achtjähriger Knaben beschwerte! Man klagt ja wohl heutzutage, und gewiß nicht ohne Grund, über das Vielerlei, das jetzt schon in den Elementarschulen getrieben würde, und über allzuhohe Anforderungen, die man an die schwache Kraft der Kinder stelle; aber ist das nicht doch noch ein pures Kinderspiel gegen das von Hans Sachs hier angeführte Vielerlei? Wer müßte sich nicht von Herzen für seine armen Kinder freuen, daß sie erst

heutzutage und nicht in jener sogenannten „guten alten Zeit“ geboren sind?

Dem kleinen Hans Sachs scheint indessen das Lernen nicht sehr schwer geworden zu sein; denn er sagt hernach von jener seiner Schulzeit:

Da mein sinnreich Ingenium
Die Lehr' mit hohem Fleiß annumm (annahm).

Aber er hat gleichwohl von dem Rechte, recht Vieles von dem mühselig Angelernten bald wieder zu vergessen, wie es scheint, einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch gemacht; denn er sagt in seinem selbstverfertigten Lebenslaufe ehrlich und treuherzig von der Schule, die er besucht hatte:

Darin lernt' ich Puerilia,
Grammatika und Musika
Nach schlechtem Brauch derselben Zeit.
Solch's Alles ist mir vergessen seit (seitdem).

Und wenn er auch wohl für seine Person unter dem „schlechten“ Brauch nur einen „schlichten, einfachen, gewöhnlichen“ Brauch verstanden hat, so sind wir Heutigen gewiß allesammt geneigt, den Brauch derselben Zeit als einen wirklich schlechten zu bezeichnen in dem bösen, tadelnden Sinn, den heutzutage dieses Wort fast nur noch hat.

Leider kam die Verbesserung der Schulen, die der ehrsame Rath der Stadt Nürnberg im Jahre 1526 selber für nöthig erkannte und durch den „Lehrer Deutschlands“, Philipp Melanchthon, vornehmen ließ, und bei der gewiß kein kleiner Theil der vorhin erwähnten Lehrgegenstände von dem Schulplan fortgestrichen wurde, unserm Hans Sachs als Schüler nicht mehr zu Gute.

Ein Nutzen von seiner Schulzeit ist demselben aber jedenfalls für sein ganzes Leben geblieben. Wir meinen den hohen Fleiß, an welchen er sich schon in seiner frühen Jugend gewöhnen mußte, um den übertriebenen Forder-

ungen seiner Lehrer nur irgendwie gerecht werden zu können, und die heilsame Gewohnheit, seine Zeit recht auszukaufen, die er sich gewiß ebenfalls zu eigen machen mußte, um diesen Zweck zu erreichen.

Auch mag wohl der in der That wissenschaftliche Sinn, den wir nachher bei ihm finden werden, sowie der Drang nach Belehrung, der ihn bis in sein hohes Alter hinein nicht verließ, dadurch geweckt worden sein, daß ihm die vielerlei Lehrgegenstände, in die er, wenn auch in noch so oberflächlicher Weise und mit noch so wenig wirklichem Verständnisse, eingeführt wurde, wenigstens einen Begriff von dem Umfange beibrachten, den das menschliche Wissen annehmen, und von dem unermeßlich weiten Gebiete, auf dem es seine Schätze sammeln könne.

Ein solcher Gewinn aber war auch um den Preis des hitzigen Fiebers nicht zu theuer erkauft, welches den kleinen Hans Sachs in seinem neunten Lebensjahre befiel und gar wohl von der Ueberanstrengung herrühren konnte, die man dem „sinnreichen Ingenium“ des armen Knaben zumuthete.

V.

Daß aber dieses hitzige Fieber unsern Hans Sachs genöthigt habe, die Schulbank mit dem Schusterschemel zu vertauschen, wie man wohl annehmen will, muß höchst unwahrscheinlich erscheinen. Denn bis nach vollendetem 15. Lebensjahre blieb er ruhig in seiner Lateinschule, was gewiß doch nicht geschehen sein würde, wenn etwa in Folge jenes Fiebers die Geisteskräfte des Knaben eine solche Abschwächung erlitten hätten, daß wirklich für ihn

die Nöthigung vorhanden war, den Wissenschaften Lebewohl zu sagen und sich auf das Handwerk zu verlegen.

Wir sind vielmehr der Meinung, daß der Wechsel, der bei Hans Sachs nach seinem 15. Lebensjahre eintrat, einer ganz andern Ursache zuzuschreiben ist.

In jener alten Zeit, die in diesem besonderen Stücke wirklich eine gute gewesen ist, war es durchgehends Regel, daß, wenn nicht ganz besondere Gründe für das Gegentheil vorhanden waren, der Sohn dem Vater in seinem Berufe nachfolgte.

Man wußte noch nichts von der Sucht der heutigen Eltern, ihre Kinder über den eigenen Stand und Beruf hinauszuheben und sie in eine höhere, angesehenere Lebensstellung zu bringen, als diejenige welche der Vater einnimmt. Man hatte deswegen aber auch noch nicht so viel wie heutzutage zu klagen über Mangel an kindlichem Respect gegen die Eltern und über Zucht- und Meisterlosigkeit der Jugend, wie sie sich so leicht einstellen, wo das Kind den Vater in geistiger Beziehung übersieht und sich deshalb auch berechtigt erachtet, seine eigne, vermeintlich bessere Erkenntniß den Ansichten und dem Willen des Vaters entgegenzustellen, und, wenn es einmal der väterlichen Faust entwachsen ist, nun auch, wie man zu sagen pflegt, „auf eigene Faust" sein Leben zu gestalten.

Damals war es, besonders unter den Handwerkern, beinahe feststehende Sitte, daß der Sohn wieder das Handwerk des Vaters erlernte und betrieb. Es gab Häuser in den Städten, worin seit Jahrhunderten stets das nämliche Handwerk von Gliedern der nämlichen Familie betrieben worden war. Es gehörte das mit zur „Handwerksehre", von welcher am Eingange dieses Büchleins die Rede war.

Man sah es deßhalb auch keineswegs als ein schimpf-

liches Herabsteigen an, wenn ein Knabe, der in der Schule etwas Tüchtiges gelernt hatte und der durch seine reichen Geistesgaben völlig dazu berufen zu sein schien, ein Mann der Wissenschaft zu werden, sich trotzdem nachher dem väterlichen Handwerke widmete. Man ging vielmehr von der Ansicht aus, daß man auch im Handwerkerstande gewitzte Köpfe wohl brauchen könne, und daß es z. B. einem Schuster keineswegs etwas schade, wenn er auch noch etwas mehr wisse, als wie man einen richtigen Pechdraht ziehe und einen richtigen Bundschuh verfertige. Und das war gewiß eine vollkommen richtige, durchaus gesunde Ansicht, vorausgesetzt natürlich, daß sich der Schuster durch sein höheres Wissen nicht verleiten ließ, es mit seinem Handwerke leicht zu nehmen, oder sogenannte „lateinische" Schuhe anzufertigen, das will sagen solche, die wohl von dem erhabenen Sinn des Verfertigers Zeuniß geben mochten, aber für die Füße des Menschenkindes, dem sie angemessen worden waren, durchaus nicht paßten und dem Unglücklichen, falls er thöricht genug war, sie dennoch zu tragen, unfehlbar die peinigendsten Hühneraugen-Schmerzen bereiten mußten. Damit hatte es jedoch in damaliger Zeit keine besondere Noth; denn solche Arbeit verbot schon die Handwerksehre, die noch nichts wußte und wissen wollte von dem Wahlspruche des Gewerbes, der leider in unsern Tagen so ziemlich landläufig geworden ist: „Billig und schlecht!"

Wie es aber kam, daß Meister Veit Sachs seinen Hans nicht für das Schneiderhandwerk bestimmte, welches er selber betrieb, sondern vielmehr für das Schusterhandwerk, möchte schwer zu entscheiden sein, da wir von seinen Familienverhältnissen nichts Näheres wissen. Wer hätte auch des Schneidermeisters wahrnehmen und über seine Familie etwas der Nachwelt überliefern sollen, da es

ihm doch nicht auf der Stirne geschrieben stand, daß ein Sohn von ihm dereinst einen großen Namen bei der Nachwelt erlangen werde!

Da auch Hans Sachs uns ganz darüber im Unklaren läßt, ob er noch andere Geschwister gehabt hat, oder nicht, so kann Niemand wissen, ob Meister Veit Sachs seinen Hans etwa deswegen für das Schusterhandwerk bestimmte, weil er sich bereits einen oder mehrere Söhne, die älter waren, als Hans, zu Nachfolgern in der Schneiderei herangezogen hatte und fürchtete, noch ein Schneider in der Familie möchte des Guten zuviel sein, oder aber ob deßhalb, weil er bei seinem Hänsichen eine besondere Anlage für das Schusterhandwerk wahrnahm, und hätte dieselbe sich auch nur darin erwiesen, daß besagtes Hänsichen es besonders gut verstand, auf dem Nürnberger Pflaster Schuhe zu zerreißen.

Kurz, Hans Sachs kam zu einem Schuster in die Lehre, nachdem er die lateinische Schule verlassen hatte, und die Tüchtigkeit, die er nachmals in seinem Handwerk erlangte, und die Liebe zu demselben, die ihn bis an sein Ende der Schusterei treu bleiben ließ, sprechen wohl deutlich genug dafür, daß er nicht mißmuthig und verdrossen den Kopf hängen ließ, als er sich, anstatt noch ferner auf die Schulbank, auf das Dreibein setzen mußte, und daß er darin keineswegs eine Erniedrigung für seine werthe Person erblickte, sondern vielmehr seine Lehrzeit wohl benutzte und frisch dabei war, einmal ein tüchtiger Schuster zu werden.

Allein das Lederklopfen und Pechdrahtmachen, diese angenehmen Erstlingsarbeiten der hoffnungsvollen Schusterjungen, müssen ihn doch nicht gänzlich befriedigt und nicht dazu ausgereicht haben, sein Sinnen und Denken vollauf zu beschäftigen. Denn wir finden ihn schon frühe

auch dabei, sich zu dem Andern heranzubilden, was er nach dem mehrfach erwähnten Spottverschen neben dem Schuhmacher auch noch geworden ist, nämlich zum Poëten, zum Dichter.

Hatte er doch schon in der Lateinschule etwas von der Poëterey gelernt, wenn sich dies auch wohl nur auf eine oberflächliche Kenntniß der Versmaße beschränkte, in welchen einst die Dichter Roms und Griechenlands gedichtet hatten. Es ist wenigstens durchaus nicht wahrscheinlich, daß in der Nürnberger Lateinschule, die, wie die meisten ihrer Art, Klosterschule war und von Geistlichen geleitet wurde, etwas mehr über die Dichtkunst sollte gelehrt worden sein. Denn Niemand war dieser Kunst im Großen und Ganzen mehr zuwider, als die Geistlichkeit, weil dieselbe wegen ihrer fast sprichwörtlich gewordenen Zucht- und Sittenlosigkeit den Stoff zu vielen Spottgedichten hergeben mußte.

Aber wie hätte Hans Sachs ein Nürnberger Kind gewesen sein können, wenn er nichts gewußt hätte von der edlen, hochberühmten Kunst des Meistergesanges, die in Nürnberg wie in wenigen andern Städten blühte? Wie hätte er ein frischer, fröhlicher Knabe gewesen sein können, dem nach Knabenart nicht leicht entging, was in der Stadt vorkam, wenn ihm die festlichen Aufzüge völlig unbekannt geblieben wären, in denen die Meistersinger nach den festlichen Singschulen ihre Herbergen aufsuchten? Wie hätte er der kluge, aufgeweckte Bursche sein können, der er wirklich war, wenn er es nicht möglich zu machen gewußt hätte, zwischen den Erwachsenen hindurch, auch ohne Eintrittsgeld, wenn es nicht anders ging, einmal in eine der Kirchen hineinzuschlüpfen, in welchen die Singschulen abgehalten wurden, und wenn er von dem Ehrenkränzlein, welches der glückliche Ueber-

singer aufgesetzt bekam, den glühenden Wunsch sich nicht hätte sollen erwecken lassen, mit der Zeit selber einmal in diesem Ehrenschmucke einherschreiten zu können?

Und wenn wir an das alte Sprichwort denken: „Was ein Dörnchen will, das spitzt sich bei Zeiten," so werden wir ja erst recht nicht zweifeln dürfen, daß die Lust an der Dichtkunst sich schon frühe in einem Herzen geltend machte, das von Gott dem Herrn so reichlich für diese Kunst ausgestattet war.

Ob auch Meister Veit Sachs, der Vater unseres Hans unter die Liebhaber des edlen Meistergesanges gehörte oder denselben vielleicht gar selber ausübte, oder ob der Schustermeister, bei welchem Hans das Handwerk erlernte, seinerseits der holdseligen Kunst oblag und durch sein Vorbild zur Nacheiferung reizte, wissen wir nicht.

Das aber wissen wir, daß Hans schon während seine Lehrzeit ein „Schüler" in der Kunst des Meistergesangs gewesen ist und gewesen sein muß, denn auf der Wanderschaft, die er nach zweijähriger Lehrzeit antrat, fing er schon an zu dichten, wie der Beschreiber seines Lebens, Adam Puschmann, ausdrücklich erzählt, und zwar in München anno 1514, da er also zwanzig Jahre zählte. Auch half er in Städten, wo die edle Kunst gepflegt wurde, „die Schul' verwalten, thät darnach selber Schul' auch halten."

Um dies aber zu können, mußte er nicht allein schon die schwierige Tabulatur völlig inne haben, sondern auch mindestens bereits ein „Singer" geworden sein. Das zu erreichen ohne jeden vorausgegangenen Unterricht, war aber während der Wanderschaft unmöglich, die heute dahin, morgen dorthin führte; dazu bedurfte es eines gründlichen, zusammenhängenden Unterrichts bei einem und demselben Meister.

Und diesen Meister kennen wir durch Hans Sachs selbst, der ihm zeitlebends hohe Anerkennung und warme, herzliche Liebe zollte.

Es war Meister Leonhard oder Lienhardt Nunnenbeck, ein ehrsamer Webermeister zu Nürnberg und ein hervorragendes Mitglied der dortigen Singschule, der eine ganze Reihe von neuen Meistertönen erfunden hatte.

Wenn nun Hans den Tag über fleißig auf seinem Handwerke gearbeitet, und der Meister Feierabend geboten hatte, so machte er es nicht wie andere Schusterjungen (die ja bekanntlich von Alters her in diesem Stücke eine gewisse Berühmtheit besitzen) und trieb sich mit seines Gleichen auf den Straßen umher, die Leute zu foppen und allerhand Malefizstreiche auszuhecken, ehe die Schlafenszeit da war, sondern er wusch sich rasch das Pech von den Fingern und etwaige sonstige Spuren des Handwerks aus dem Gesichte, zog ein reines Wamms an und eilte zu Meister Nunnenbeck hin. Merkte der dann an den glühenden Wangen und an dem fliegenden Athem des Hans, wie schnell derselbe gelaufen sei, um ja keine Zeit zu versäumen, und wie ernst er es also mit der edlen Kunst, die er lernen wollte, meine, so that er dem eifrigen Schüler zu Liebe gewiß sein Allerbestes und legte ihm die schwierigen Gesetze der Tabulatur so klar aus, daß derselbe wie im Fluge Alles begriff und dadurch wiederum seinem Lehrmeister große Freude machte.

So bildete sich zwischen Lehrer und Schüler mit der Zeit ein fast inniges Verhältniß, so groß auch der Altersunterschied zwischen Beiden war. Denn Meister Lienhardt stand schon in hohem Alter, von dem zwar die Farbe des Kopfhaares nicht mehr Zeugniß geben konnte, weil nur noch ganz spärliche Spuren desselben das glatte Haupt schmückten, wohl aber die Farbe des Bartes, der

lang und silberweiß herniederfloß. Man konnte kaum etwas Ehrwürdigeres sehen, als die große, hagere Gestalt des greisen Meisters, wenn er im langen, schwarzen Gewande einhergeschritten kam, zumal da aus seinem hellen, guten Auge unverkennbar das hervorleuchtete, was des Alters schönster und bester Ehrenschmuck ist, nämlich ein frommes, gläubiges, im Feuer der Lebenserfahrung geläutertes Herz und der innere Friede', den des Herrn Gnade solchen Herzen schenkt.

Wie hätte solch ein Mann nicht den tiefsten, unverwischbarsten Eindruck machen müssen auf ein unverdorbenes Knabenherz, in welchem der schon im Elternhause ausgestreute Same der Frömmigkeit einen guten Boden gefunden hatte? Wie hätte solch ein Mann es aber auch unterlassen können, seinem Schüler, den er allmählig lieb gewann, wie einen eigenen Sohn, auch etwas Höheres und Besseres beizubringen als die Gesetze der Tabulatur und die Künste, Verse zu machen und Reime zu schmieden? Wie hätte er es unterlassen können, ihm, wenn die eigentliche Unterweisung in der Dichtkunst zu Ende war, auch den reichen Schatz seines frommen Herzens aufzuthun und daraus als ein guter Hausvater, der selber zum Himmelreich gelehrt war, Altes und Neues hervorzutragen, wodurch auch sein Schüler die gleiche Gelehrsamkeit gewinnen möchte!

So ist's denn gewiß nicht zum Verwundern, daß Hans Sachs seinem greisen Lehrmeeister in der Kunst des Meistergesanges eine unvergängliche dankbare Erinnerung bewahrt hat, und noch in den Tagen seines eigenen Alters, als der Grabhügel des verehrten Lehres längst eingesunken war, mit reicher Liebe seiner gedachte. Selbst in den Träumen der Nacht hatte er mit ihm zu schaffen. Denn wir haben durchaus keinen Grund, es blos als eine

dichterische Einkleidung anzusehen, wenn er erzählt, daß ihm Meister Nunnenbeck im Traume erschienen sei und mit ihm geredet und ihm auf seine Frage, wie es in jenem Leben zugehe, eine Antwort gegeben habe, welcher er selbst folgenden Ausdruck gibt:

Das du mich fragst, läßt sich nit reden
Noch aussprechen zwischen uns Beden,
Bis du einmal auch kommst dorthin
Aus Gnaden; dann wirst du erst in (inne),
Was Gott sein'n Auserwählten bereit't
Nach dem Elend in Ewigkeit.

Daß Hans Sachs jetzt, wo er selber ein Schüler in der Kunst der Meistersinger war und bei einem der bedeutendsten Meister in die Lehre ging, auch allen öffentlichen Singschulen beiwohnte, welche in Nürnberg abgehalten wurden, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, ebensowenig wie das, daß ihm von dem Vorbilde seines Meisters, der dabei eine hervorragende Rolle spielte, und von der ungetheilten Achtung und Ehrfurcht, die demselben gezollt wurden, das Herz immer mehr erwärmt wurde für die edle Kunst des Meistergesangs, sowie für den Vorsatz, derselben treulich zu dienen sein Leben lang.

Wer aber etwa meinen wollte, der Lehrling, welcher dem Meistergesange so treuen Fleiß widmete, sei deßhalb ein schlechter Lehrling bei seinem Schustermeister gewesen, und habe sich von wegen der hohen Gedanken, die ihm am Abende von Meister Nunnenbeck in Kopf und Herz hineingepflanzt waren, nun am andern Morgen auf seinem Schusterschemel unbehaglich gefühlt und seiner Schuharbeit nicht die gehörige Sorgfalt gewidmet, der würde sich gar sehr irren. Nein, Hans, der Schusterlehrling, mußte ja schon deßhalb über Tage sehr eifrig bei seiner Arbeit sein und dem Meister keine Ursache zur Unzufriedenheit geben, weil er sonst hätte befürchten müssen, der

Meister würde Hans, den Dichterlehrling, am Abende nicht zu Meister Nunnenbeck hingehen lassen und ihm am Ende überhaupt den Besuch der abendlichen Lehrstunden verbieten.

Aber er mußte sich auch deßhalb wacker zu seinem Handwerke halten, weil hinter der Lehrzeit die Gesellen-Prüfung auf ihn wartete, die er zur vollen Zufriedenheit der prüfenden Meister bestehen mußte, wenn er zum „Gesellen“ wollte „aufgedingt“ werden und die Erlaubniß erhalten, nun auf die Wanderschaft zu gehen. Das schrieb die Zunftordnung vor und darauf wurde auf's allerstrengste gehalten.

Hans Sachs bestand nach zweijähriger Lehrzeit diese Prüfung mit allen Ehren, und auch die Arbeit, die er unter den Augen der prüfenden Meister anfertigen mußte, das sogenannte „Gesellenstück“, befriedigte die gestrengen Richter so vollkommen, daß er nun förmlich und feierlich nach altem Zunftbrauch vom Lehrlingsstande losgesprochen und als „Geselle“ „aufgedingt“ wurde.

Damit war denn aber auch der Zeitpunkt gekommen, wo er für längere Zeit dem Eltern-Hause und der guten Stadt Nürnberg Lebewohl sagen mußte. Denn als Geselle daheim zu bleiben, hätte nur für armselige Stubenhockerei gegolten, wenn es nicht auch durch die Zunftordnung geradezu verboten gewesen wäre, die für jeden Gesellen je nach dem Handwerke, welchem er angehörte, eine längere oder kürzere Wanderschaft draußen in der Fremde vorschrieb.

Auch das ist heutzutage mehr und mehr abgekommen. Und in der That, wenn man das Leben und Treiben der meisten Handwerker ansieht, die sich noch auf die Wanderschaft begeben; wenn man sieht, wie die nur die Welt durchstreichen, um sich etliche leichtsinnige, genußreiche

Jahre gut zu thun, die ihnen sonst wohl nicht zu Theil werden würden; wenn man sieht, wie sich die Allermeisten um ihr Handwerk gar nicht kümmern und von Arbeiten auf demselben gar nichts wissen wollen, sondern das Fragen nach Arbeit nur zum Vorwande nehmen, um sich der unverschämtesten Bettelei überlassen zu können, deren oft reichlicher Ertrag dann in den nichtsnutzigen Herbergen in Saus und Braus verjubelt wird; wenn man sieht und hört, wie solche wandernde Handwerker oft ihre beste Lebenszeit hindurch auf der Wanderschaft bleiben, weil ihnen das Umherstrolchen zur andern Natur geworden ist, und wie sie noch den Handwerksburschen spielen, wenn die Haare bereits grau geworden sind; wenn man endlich die Macht der Verführung bedenkt, die solche umherstrolchende und beim Bettel und der „Stromerei" grau gewordenen Gesellen auf ihre jüngeren, vielleicht noch unverdorbenen Genossen ausüben, mit denen sie in den Herbergen zusammentreffen: dann kann man sich fast darüber freuen, daß das mehrjährige Wandern der Gesellen keine unbedingte Forderung mehr ist, welche das Handwerk erhebt.

Freilich werden deßhalb aber auch die „bewanderten" Meister im Handwerke immer seltener, d. h. diejenigen, welche die Welt gesehen und draußen Erfahrungen für ihr Handwerk gesammelt haben und deßhalb auch im Stande sind, etwas Anderes anzufertigen als das Gewöhnliche und Alltägliche. Es mag wohl mit darin seinen Grund haben, daß es heutzutage um das selbstständige Handwerk so übel aussieht und daß dasselbe mehr und mehr durch den fabrikartigen Betrieb der einzelnen Gewerbe verdrängt wird, bei dem auch ein unbewanderter Handwerker Verwendung finden kann, weil ihm nur dieses oder jenes bestimmte Stück zugetheilt wird, in dessen

Anfertigung er vielleicht schon einige Uebung hat, oder doch schließlich durch die fortwährende ausschließliche Beschäftigung mit derselben eine befriedigende Gewandtheit und Tüchtigkeit gewinnt.

Doch wir lassen uns damit für den Zweck dieses Büchleins zu tief auf Fragen ein, die heutzutage Jeden bewegen müssen, der das Volk lieb hat und die großen Gefahren nicht unterschätzt, die für unser ganzes Volks-Leben erwachsen, wenn nicht baldige Wandelung geschafft und durch die Wiederbelebung der Innungen und Zünfte in vernünftiger, den thatsächlichen Zeitverhältnissen angemessener Weise dem ehrsamen Handwerke wieder emporgeholfen wird.

Wir kehren zu unserem Hans Sachs zurück und bemerken, daß er Keiner von denjenigen war, die sich damit begnügen, auf ihrer Wanderschaft weit in der Nähe herumgekommen zu sein. Nun das Vöglein flügge geworden war, wollte es auch fliegen.

Und es war ja in jeder Beziehung wohl flügge geworden. Es konnte nicht nur im Handwerke wacker die Flügel regen; es trug auch das warme Federkleid eines frommen, gottesfürchtigen Sinnes und eines über irdische Güter und fleischliche Genüsse hoch hinausgehenden Strebens, mit welchem es den Stürmen, die allenfalls draußen seiner warteten, wacker Trotz zu bieten im Stande war.

Als darum die Frühlingssonne des Jahres 1511 in das Land schien und die Zugvögel von draußen wiederkehrten, machte es Hans Sachs umgekehrt: er packte sein Ränzel, nahm den derben Knotenstock in die Hand und flog aus in die Ferne, reitend auf den selbstverfertigten tüchtigen Rappen und — was das Beste war — begleitet von den Segenswünschen und Gebeten der Eltern und

Meister, von welchen letzteren gewiß diejenigen Meister Nunnenbecks die wärmsten und herzlichsten gewesen sind.

VI.

Und es bedurfte ja wahrlich der Segenswünsche und Fürbitten für ein junges Blut von 17 Jahreen, wie unser Hans Sachs eines war, als er seine Wanderschaft antrat, wenn es allein auf sich selbst angewiesen in die weite Welt hinauszog.

Denn außer den Gefahren, welche zu aller Zeit das eigene Herz gerade in diesem Alter bereitet, drohten solch einem jungen Blute zu damaliger Zeit noch ganz besondere Gefahren, durch welche es leicht auf böse, verderbliche Wege geführt weren konnte.

Wir wollen gar nicht besonders davon reden, daß es schon damals unter den wandernden Handwerksgesellen überaus verkommene Bursche gab, die durch ihr böses Beispiel allein ein junges, unerfahrenes Herz in arge Versuchung führen konnten. Wie hätte es an solchen fehlen sollen zu einer Zeit, in welcher auch schon in die Städte, in die Kreise der einfachen Bürger die Sittenlosigkeit durchgesickert war, durch welche sich Adel und Geistlichkeit so unrühmlich auszeichneten, und gegen die anzukämpfen der Meistersinger hauptsächlichstes Bestreben war! Und wir hören ja auch durch Hans Sachs, wie übel es in Bezug auf Sittlichkeit und ehrbares Leben bei Vielen, vielleicht den Meisten seiner Standesgenossen aussah, wie sie sich hinreißen ließen

Zu vielerlei Ding' und Gefahr,
Als Hoffahrt, Buhlerei und Spiel,
Völlerei, Rumor und Muthwill',
Nach Maaß und Art der jungen Leut'.

Nein, es gab damals noch eine ganz andere Sorte von „fahrenden Leuten," wie man sie nannte, die gleich den Handwerksgesellen die Welt durchstreiften und mit ihrer Schlechtigkeit ein unerfahrenes und unbewachtes Herz wohl zum Bösen verführen konnten.

Das waren zunächst die „fahrenden Schüler", die unter dem Vorwande, nach dieser oder jener Hochschule ziehen zu wollen, um daselbst zu studiren, das Land durchzogen und durchbettelten, um nachher das Erbettelte, soweit es in baarem Gelde bestand, in wilden Gelagen zu verjubeln. Sie führten daher den Namen „Bachanten," weil sie mit dem heidnischen Gotte Bachus, der bekanntlich als der Gott des Weins und der Fröhlichkeit verehrt wurde, auf sehr vertrautem Fuße zu stehen schienen. Es ist ein schlagender Beweis für den hohen Respect, den der gemeine Mann damals noch vor dem geistlichen und überhaupt vor dem gelehrten Stande hatte, daß diese Abenteurer, obwohl man ihre Art genau genug kannte, doch immer wieder Leute fanden, die ihnen die „Partekensäcke", d. h. die Säcke zur Aufbewahrung der etwa geschenkten Lebensmittel, immer wieder füllten, sie selbst an ihren Tisch nahmen und ihnen wol auch noch einen Zehrpfennig mit auf den Weg gaben, der dann freilich im ersten, besten Wirthshause für Bier oder Wein d'raufging.

Kamen sie in Gegenden, wo die Leute bereits durch Andere ihres Gelichters gewitzigt waren und die Hand auf der Tasche behielten, so wußten sie sich doch zu helfen. Sie speculirten dann auf die Dummheit und den Aberglauben — eine Speculation, die ja nie ganz ohne Erfolg ist. Sie gaben sich für Solche aus, welche die sogenannte „schwarze Kunst" verstünden, d. h. die Kunst zu zaubern, und ließen sich gegen anständige Bezahlung wohl auch bewegen, den darnach Verlangenden diese Kunst

so zu lehren, daß sie sie niemals lernten. Hans Sachs läßt seinen „fahrend Schüler" sich rühmen:

Wo man Ein'm etwas hat gestohl'n,
Das können wir ihm wieder hol'n;
Wen Augenweh und Zahnweh kränken,
Dem könn'n wir ein Seg'n an Hals henken;
Für's Geschoß Wundersegen wir auch haben,
Wir könn'n wahrsagen und Schätze graben.

Wo aber auch diese Speculation fehl schlug, wie z. B. in den Städten (denn auf dem Lande bei den Bauersleuten schlug sie damals wohl nie fehl!), und nun der bittere Hunger sich anmeldete, da waren die richtigen fahrenden Schüler auch nicht zu gut, sich selber zu helfen und kurzweg zu nehmen, oder auf gut Deutsch: zu stehlen, was man ihnen nicht gutwillig geben wollte. Kam ihnen z. B. eine Gans in den Weg, die nicht verloren war, oder zeigte sich ihnen ein nicht allzu unbequemer und gefährlicher Zugang zu den Rauchfängen, worin die Bauersleute ihre Würste und Speckseiten hängen hatten, so waren ihnen die Hände durchaus nicht an den Leib gewachsen.

Es gab unter ihnen Solche, die schon 30, ja 40 Jahre alt waren und natürlich ihr ganzes Leben lang nichts anderes wurden, als was sie bisher gewesen waren.

Gerieth ein junger Mensch in die Gesellschaft solcher fahrenden Schüler — und sie trieben sich ja auf allen Wegen und Stegen umher — so mußte er schon ein festes und starkes Herz haben, wenn er ihren Verlockungen, an ihrem abenteuerlichen, lustigen Leben Theil zu nehmen, widerstehen sollte.

Eine andere Gefahr boten die „Landsknechte", d. h. die Soldaten, welche das Kriegshandwerk zu ihrem Lebensberufe gemacht hatten und sich nun Jedem, der sich ihrer bedienen wollte, zu Gebote stellten, wenn er nur

tüchtigen Sold versprach und auch bezahlte; denn falls er das Letztere versäumte, waren sie nicht zu gut, kurz Kehrt zu machen und sich dem Feinde zu verpflichten, den sie soeben noch bekämpft hatten.

War nun nicht gerade irgendwo Krieg, der ihnen die gewohnte berufsmäßige Beschäftigung gab, so zogen sie entweder einzeln oder in größeren und kleineren Trüpplein im Lande umher und lebten auf Kosten der Bürger und Bauern, welche nicht leicht wagten, ihnen etwas abzuschlagen aus Furcht, die Erzürnten würden ihnen sonst „den rothen Hahn“ auf's Dach setzen, d. h. ihnen das Haus in Brand stecken, oder ihnen allenfalls sogar mit ihren Hellebarden und Arkebusen geradezu zu Leibe gehen. Je größer die Anzahl war, in welcher sie den Bürgern und Bauern in's unfreiwillige Quartier rückten, desto weniger wagten diese natürlich, sie abzuweisen. Deßhalb gingen sie darauf aus, unter den fahrenden Leuten, mit welchen sie zusammentrafen, Rekruten zu werben, die sich ihnen anschlossen und ihre Lehrlingszeit damit zuzubringen hatten, daß sie für die alten gedienten Leute bettelten und stahlen. Mit ihren windigen Prahlereien über die Heldenthaten, die sie schon verrichtet haben wollten, mit ihren verlockenden Schilderungen von dem lustigen Leben, das ein Kriegsmann habe, konnten sie schon einem jungen Blute das Herz warm machen und die Lust erwecken, sich ihnen, wenigstens eine Zeit lang, anzuschließen.

Auch an umherziehenden Musikanten und Gauklern fehlte es damals nicht, die das Heer der fahrenden Leute vermehrten, und von denen die Letzteren sich besonders gern auf das betrügerische Spiel verlegten und mit Hülfe von falschen Würfeln und Karten die allgemein herr-

schende Spielsucht für ihren weiten und doch stets leeren Säckel dienstbar zu machen verstanden.

Unser Hans Sachs ist denn auch wirklich auf seiner Wanderschaft mit all diesen verschiedenen Arten von fahrenden Leuten in Berührung gekommen und hat hernachmals aus der Erinnerung manchen lustigen Schwank von ihnen erzählt zu Nutz und Frommen Solcher, die noch nicht in ihre Netze gefallen waren, damit sie lernen möchten, vor den Betrügern, die sich auf alle nur erdenkbaren Kniffe und Ränke verstanden, wohl auf der Hut zu sein.

Aber wirklichen Schaden hat er durch dieses Zusammentreffen mit ihnen nicht erlitten, obwohl es so bei ihm war, wie er im Anfange eines seiner Gedichte treuherzig und unverholen sagt:

Als ich war bei achtzehn Jahren
Unkundig ganz und unerfahren
In meiner dummen Jugend Blüth'
Da noch mein Herz, Sinn und Gemüth
Voller Begier und Sehnung steckt',
Mancherlei Neigung und Affekt
Mich trieb gewaltig hin und her, . . .

Die gute Zucht des Elternhauses, die heilsamen Lehren Meister Nunnenbecks, die sich ihm tief ins Herz gegraben hatten, die Briefe, die er gelegentlich von dem geehrten Manne empfing, der wohl für den des Schreibens nicht sehr kundigen Vater Schneidermeister den Briefsteller machen mußte und seinerseits jedesmal heilsame Lehren und Warnungen hinzufügte: das Alles that seine Wirkung und stärkte und stählte sein Herz gegen die auf ihn hereindringenden Versuchungen. Er konnte später mit freiem Gewissen in Bezug auf diese Versuchungen sagen:

Dem ich mit Kräften widerstund,
So stark ich war, soviel ich kunnt' (konnte),
Weil ich in den kindlichen Tagen
Hatt' von mein'n Eltern hören sagen,
Wie solches Laster Unrecht thät!

Es fehlten ihm zwar die Stunden nicht, da die schwache Kraft der Macht der Versuchung kaum mehr gewachsen war, zumal, wenn es so ging, wie er sagt:

Ich aber wurd' zuletzt verschmäht
Von der Gesellschaft aller Jungen.
Derhalben wurd' ich gar bezwungen,
Von ihrer G'sellschaft mich zu begeben,
Weil ich ja nicht wie sie wollt leben.

Es kamen Stunden für ihn, da ihn auch das eigne Herz versuchte, und er in stiller Nacht bei sich selbst gedachte:

Ich bin ein rechter Flieh-den-Spaß;
Es bringt mir auch groß Unglimpf das
Bei all'n Gesellen über Tag;
Und stund also gleich auf der Wag',
Mich fürbaß in ein rohes Leben
Wie and're G'sellen zu begeben
Und bleiben bei dem großen Hauf'.

Es kamen auch begreiflicher Weise solche Stunden für unsern wandernden Schustergesellen, worin ihm der Zorn über den Spott und Hohn der Mitgesellen wegen seiner Zurückgezogenheit und über den „großen Unglimpf", den sie ihm überall machten, auch einmal in die Faust zuckte und ihn antrieb, sich an seinen Feinden zu rächen. Gesteht er doch selber:

In meiner dummen Jugend,
Eh' ich erkannt' die Tugend,
Thät ich ein's Tags erwarten
Mein'n Feind vor'nem Lustgarten.
Vor welchem er geh'n sollt'.
Den ich ansprengen wollt,
Weil Schlecht's von mir er sagt',

Mich hinterrücks verklagt'
Mit Lüg' und Neid und Haß.

Aber er hat sich aus diesen Versuchungen mit Gottes Hülfe immer wieder tapfer emporgerungen und ihnen nicht nachgegeben. Wie sauer ihm freilich solche Kämpfe mit dem eigenen Herzen wurden, hat er später in seinen „Kampfgesprächen" bezeugt, in denen er die in ihm auf- und abwogenden Gedanken zu Worte kommen läßt. So hat er in dem Kampfgespräche zwischen der Kühnheit und der Geduld den inneren Kampf geschildert, den es ihn in dem eben erwähnten Falle kostete, seinen Zorn und seine Feindschaft fallen zu lassen und statt auf den Feind zu warten, sich ruhig und geduldig nach Hause zu begeben, auch für alle Zukunft zu dem Entschlusse zu kommen, daß er

Dacht', ist Geduld und Fried'
So ein edeler Schatz
So soll forthin kein'n Platz
Haderei bei mir haben,
Wo ich die kann abgraben.

Wie ihn aber sein Herz versuchen wollte, an dem rohen Leben seiner Mitgesellen Theil zu nehmen, da gab er, wie er in einem andern Gedichte sagt, der Frau „Philosophia", d. i. der rechten Weisheit Gehör, welche ihm im Traume erschien und ihn durch ihr Zureden dazu brachte, daß er sich erwählte, „der Tugend in seiner erstblühenden Jugend zu dienen all' seinem Vermögen nach."

Und dieser Wahl ist er nicht untreu geworden, wenn ihm auch die Lust an guten Schwänken, sowie seine leicht zu entflammende Einbildungskraft hier und da einen Streich gespielt haben, der nicht gerade mit der genauesten Tugend-Elle gemessen werden darf, sondern bei dem die „dumme Jugend" mit in's Gericht gezogen werden muß.

So lag er einst nach einem langen, beschwerlichen Marsche, den er schon gemacht hatte, müde im Grase unter dem Schatten einer weitästigen Buche. Da sah er einen fahrenden Bettler auf zwei Krücken herbeihumpeln, der einen über und über geflickten Mantel um hatte. In seiner Nähe angekommen, schlüpft der Fahrende in ein Gebüsch neben der Straße, und zwar so leicht und behende, daß Hans Sachs sofort merkte, die Krücken seien nur für den blauen Wind und nur ein Mittel, das Mitleid recht ausbeuten zu können. Neugierig, was der so plötzlich geheilte Lahme nun beginnen werde, lauscht Hans Sachs und hört bald ein verwunderliches Gespräch. Der Bettler hatte seinen alten geflickten Mantel auf die Erde ausgebreitet und fragte denselben, indem er mit einer seiner Krücken auf ihn losschlug daß der Staub aufwirbelte: „Sage mir, du Schelm, was du heute erbettelt und unter deinen Flicklappen eingenäht hast!" Sodann verstellte er seine Stimme und antwortete für den Mantel in kläglichem Tone: „Ich habe auf Ehre nicht mehr denn drei Gülden ergattert." — „Das lügst du!" schrie er nun wieder im Tone des heftigsten Zornes den Mantel an und schlug so lange auf denselben los, bis die Mantelstimme demüthig bekannte, der Gewinn dieses Tages von den einfältigen Leuten belaufe sich nahe an zehn Gülden. — „Das hast du brav gemacht," fuhr darauf der Bettler fort, zu dem Mantel zu sprechen „hast mit deinen Schelmenkünsten mehr verdient, als mancher Kaufmann mit all seiner Ehrlichkeit. Fahr' nur so fort!"

Unser Hans Sachs wurde durch diesen Auftritt höchlichst erlustirt; aber zugleich stieg auch der Muthwille in ihm auf und er beschloß, dem Fahrenden einen rechten Streich zu spielen.

Er erhob sich mit Geräusch, als wenn er eben aus



dem tiefsten Schlafe aufwache und schickte sich an, seine Straße weiter zu ziehen.

Kaum hatte ihn der Bettler erblickt, so nahm er seinen Mantel um, setzte die Krücke unter die Arme und humpelte herbei, indem er im kläglichsten Tone von Hans Sachs ein Almosen begehrte.

„Armer Schelm!“ sagte dieser, „du thust mir leid, und ich möchte dir gerne helfen. Geld habe ich zwar keines zu einem Almosen; aber weißt du was? Hier hast du meinen guten Rock; den will ich dir schenken, wenn du mir dafür deinen lumpigen Mantel gibst.“

Da zog der Bettler wohl ein gar sauer Gesicht, konnte aber nicht gut anders, als auf den vorgeschlagenen Tausch eingehen, und zog dann kleinlaut weiter. Hans Sachs aber setzte sich, nachdem Jener verschwunden war, wieder in's Gebüsch nieder, trennte das Geld unter den Lappen des Mantels heraus und steckte es vergnügt in die eigene Tasche. Großen Genuß hatte er jedoch von demselben nicht; denn es wurde ihm von anderen Fahrenden, mit denen er Abends in der Herberge zusammentraf und zusammen nächtigte, sofort gestohlen, und der Verlust seines guten Rockes war sein ganzer Gewinn, wenn man nicht auch die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen machte, als einen solchen ansehen will.

Später fiel Hans Sachs einmal einem Trupp Landsknechte in die Hände, die an dem munteren, witzigen Schustergesellen ihre Freude hatten. Sie drangen in ihn, daß er mit ihnen ziehe und auch ein Landsknecht werden solle und wußten von ihrem Kriegsleben, sowie von dem lustigen Leben, was sie jetzt im Frieden führten, so verlockende Schilderungen zu machen, daß er sich endlich hinreißen ließ und ihrem Drängen nachgab. Aber ihr wüstes, rohes Treiben gefiel ihm doch gar zu übel, und

als er erst heraus hatte, daß die neuen Genossen die Kurasche nur im Munde hatten, im Grunde des Herzens aber größtentheils Memmen und Feiglinge seien, sagte er sich bald wieder von ihnen los trotz dem Spotte, der ihn deßhalb traf und verabschiedete sich von ihnen mit den schönen Worten:

Mein'm Vaterland will ich beistah'n
Als ein ehrlicher Mann,
D'ran setzen Leib und Blut,
Kraft, Macht, Gewalt und Gut.
Mein Vaterland zu retten,
Als auch die Alten thäten.

Die Landsknechte scheint er aber von da an stark auf den Strich genommen zu haben; denn er hat nachmals zwei Schwänke auf sie gedichtet, die ihnen keineswegs zu besonderem Ruhme gereichen.

In dem einen derselben berichtet er nämlich, wie Lucifer, dem Teufel, nachdem er schon soviel von dem bösen Volke der Landsknechte gehört, das in Deutschen Landen auferstanden sei, einmal das Verlangen gekommen sei, ein Dutzend derselben in der Hölle zu haben.

Er sandte deßhalb seinen Knecht Belzebock aus, ihm etliche herbeizuschaffen, und hieß ihn zu dem Ende in das erste, beste Wirthshaus gehen, weil allda stets Landsknechte sollten zu finden sein. Dort solle er sich in seinem unsichtbar machenden Rocke hinter den Ofen drücken und aufpassen, ob die Landsknechte nicht etwas sprächen oder thäten, weßhalb er sie könnt' „mit Fug ertappen und mit ihnen zur Hölle schnappen."

Belzebock folgt dem Befehle, findet auch wirklich in dem ersten Wirthshause auf Erden, in das er unsichtbar einkehrt, einen Trupp Landsknechte und paßt ihnen hinter dem Ofen hervor sorgfältig auf's Zeug. Da hört er denn, wie sie sich Kriegsgeschichten erzählen so schauerlich,

daß sich selbst ihm die Haare zu Berg stellen. Dazu sieht er, wie sie ganz unbändig saufen und sich halbe ja ganze Gläser auf Einmal zutrinken. Aber sie sprechen jedesmal dazu: „Gesegn' es Gott!", so daß er ihnen deßhalb nichts anhaben kann.

Da hört er plötzlich, wie Einer von den Landsknechten dem Wirthe befiehlt, er solle hinter den Ofen gehen und den armen Teufel, der dort in der Hölle liege, nehmen, rupfen und braten. Es war aber damit ein Hahn gemeint, den selbiger Landsknecht des Tages irgendwo ergattert hatte.

Dem Meister Belzebock wird's aber unheimlich zu Muthe. Er meint, die Landsknechte hätten ihn hinter dem Ofen gewittert und der Befehl an den Wirth gelte ihm selber. Flugs reißt er eine Ofenkachel heraus, schlüpft in den Ofen, dann durch das Rohr in den Schornstein und macht, daß er so schnell als möglich aus der selbst ihm gefährlich scheinenden Nähe kommt.

In die Hölle zurückgekehrt, macht er dann dem Lucifer eine so gräuliche Schilderung von den wilden Landsknechten, daß dieser zu dem Entschlusse kommt, niemals einen Landsknecht in die Hölle zu nehmen.

Aber wie die Hölle, so verschließt der Dichter in einem anderen Schwanke den Landsknechten, auch den Himmel, so daß sie schließlich als Solche dastehen, die Niemand mag.

Neun arme Landsknechte, so erzählt dieser andere Schwank, kamen auf ihrer Wanderung an die Himmelspforte. Da es ihnen auf Erden sehr übel erging, weil gerade kein Krieg war und deßhalb Niemand ihrer Dienste begehrte, so baten sie den Himmelspförtner St. Petrus, er möge sie in den Himmel einlassen. Dieser hat Mitleid mit der zerlumpten armen Rotte und bittet Gott

den Herrn, um Erlaubniß, ihrer Bitte willfahren zu dürfen. Der Herr aber warnt und heißt die Bittenden noch ein wenig warten zu lassen. Aber diese werden des Wartens bald überdrüssig und fangen an zu fluchen: „Marter. Leiden und Sakrament!“ St. Peter kennt jedoch diese Flüche nicht, sondern meint daraus schließen zu müssen, daß die Wartenden fromme Leute seien, weil sie von solch heiligen Dingen redeten. Er thut deßhalb für die Wartenden nochmals Fürbitte bei dem Herrn. Dieser warnt jedoch den Fürsprecher, weil seine Schützlinge Landsknechte, die, wenn sie eingelassen würden, bald selbst den Himmel für seine seligen Bewohner zu enge machen würden. Allein St. Peter läßt nicht nach mit Bitten und erhält dann auch endlich die Erlaubniß, auf seine Gefahr hin die Wartenden in den Himmel einzulassen. Aber kaum sind sie darinnen, so fangen sie an zu betteln und belästigen damit alle Himmelsbewohner. Sobald sie Geldes genug zusammenhaben, setzen sie sich hin und spielen, bekommen dann Streit unter einander, ziehen vom Leder, hauen auf einander los und verfolgen sich durch den ganzen Himmel hin. Petrus macht ihnen deßhalb Vorstellungen, bekommt aber zum Danke dafür selbst tüchtige Schläge. Wehklagend kommt er zu dem Herrn und bittet, ihm doch zu helfen, daß er die groben Gesellen wieder los werde. Da gibt ihm der Herr den guten Rath, er solle draußen vor der Himmelsthüre durch einen Engel die Trommel schlagen lassen; denn, wenn das die Landsknechte hörten, würden sie meinen, es gäbe Krieg, und der Trommel nachlaufen. Wenn sie dann draußen seien, sollte Petrus schnell die Himmelspforte zuschließen. Und so geschah es,

Sanct Peter schloß die Himmelspforten,
Versperrt' die Landsknecht an den Orten,

Der'n Keiner seit (seitdem) hinein kam nie,
Weil Sankt Peter ist brummig auf sie.

Um Niemand in seinen religiösen Gefühlen zu verletzen, schließt der fromme Dichter den betreffenden Schwank mit den Worten:

Doch nehmt auf schwankweis' dies Gedicht,
Wie Hans Sachs ohn' all Arges spricht.

VII.

Wir begeben uns denn nun im Geiste mit unserm wackeren Schustergesellen wirklich auf die Wanderschaft, deren Gefahren wir im vorigen Capitel geschildert und wollen versuchen, aus seinen eigenen Berichten nachzuweisen, wohin dieselbe gegangen und was ihm darauf Hauptsächliches widerfahren ist.

Er selbst gibt uns nämlich die wichtigsten Städte hinter einander an, die er als Wanderbursche besucht hat. Danach kam er

Erstlich gen Regensburg und Passau,
Gen Salzburg, Hall und gen Braunau,
Gen Wels, München und gen Landshut,
Gen Oetting und Burghausen gut.
Gen Würzburg und Frankfurt darnach
Gen Coblenz, Cöln und Ach' (Aachen);
Arbeit't' also das Handwerk mein
In Baiern, Franken und am Rhein.
Fünf ganze Jahr ich wandern thät
In diese und viel' and're Städt'.

Es ist jedoch keineswegs wahrscheinlich, daß er die genannten Städte gerade in der Reihenfolge, in welcher er sie hier aufzählt, auch wirklich nach einander besucht habe. Er müßte sonst, wie jeder Blick auf die Landkarte zeigt, gar zu sehr in die Kreuz und Quere gewandert sein und sich ganz und gar an das alte Sprichwörtlein

gehalten haben: „Ein Handwerksbursche macht keinen Umweg.“

Da er überdies in seinen Gedichten wirklich außer den obengenannten noch viel andere Städte aufzählt, in denen er gewesen, so wollen wir, so gut es gehen will, versuchen, ihn so marschiren zu lassen, daß er während seiner fünf Wanderjahre füglich alle die angeführten Orte besuchen konnte. Eine Stadt, die er auch nennt, werden wir dabei freilich ohne Weiteres von dem Reiseplane ganz streichen müssen, da sie sich durchaus nicht in denselben paßt wenn man nicht vergißt, daß Hans Sachs alle seine Reisen auf Schusters Rappen hat machen müssen, weil es damals weder Dampfschiffe noch Eisenbahnen gab, und da die fünf Jahre Wanderzeit sicherlich nicht ausgereicht haben würden, ihn seinen Wanderstab auch dorthin tragen zu lassen. Das ist die Stadt Genua am mittelländischen Meere, die dem schönen Meerbusen seinen Namen gegeben hat, dessen blaue Wogen die Nordwestküste Italiens bespülen. Wenn Hans Sachs dort gewesen sein und dort im kaiserlichen Heere gedient haben will, so ist das ohne Zweifel nur ein Gebilde seiner Einbildungskraft, wie ihn denn diese überhaupt hier und da Dinge erzählen läßt, die kaum mit der Wahrheit und Wirklichkeit übereinstimmen können

Die Wanderschaft unseres Schustergesellen ging wohl zunächst von Nürnberg aus nach Regensburg, wo er längere Zeit auf seinem Handwerke arbeitete, aber doch seines Aufenthalts nicht recht froh werden konnte, weil er dort nicht fand, wonach er sich sehnte, und was ihm für seine Zurückhaltung von dem lustigen, wüsten Treiben seiner Genossen allein Ersatz geben konnte, nämlich keine Gelegenheit, sich in der edlen Kunst des Meistergesanges zu üben und zu vervollkommnen. D'rum horchte er hin

und her, wo sich ihm diese Gelegenheit wohl bieten möchte, und als er dann vernahm, daß man in Passau die Dichtkunst betreibe, schnallte er sein Ränzlein, und wandte sich dorthin. Er nahm diesmal aber nicht nach ächter Handwerksburschen-Sitte den Weg unter die Füße, sondern ließ sich lieber, da er gerade eine passende Schiffsgelegenheit fand, von den Wogen der schönen, blauen Donau gen Passau schaukeln.

Allein auch in Passau fand er nicht, was er so sehnsüchtig suchte. Es gab dort wohl eine Menge sogenannter „Spruchsprecher", die bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchweihen und allen möglichen sonstigen festlichen Gelegenheiten ihre gereimten Glückwünsche darbrachten, oder durch allerlei Schwänke, die sie vortrugen, die Gesellschaft erheiterten. Aber wie himmelweit waren diese Lustigmacher von den ehrsamen und ehrbaren Meistersingern verschieden, die in allen ihren Gedichten hohe, ernste Zwecke verfolgten, und selbst die lustigen Schwänke, die sie dichteten, jedesmal zum Schlusse in ernste Lehren und Nutzanwendungen auslaufen ließen! Diese handwerksmäßige Reimerei, deren Endzweck nur eine möglichst reiche Belohnung war, konnte Hans Sachs unmöglich genügen, der sie im Gegentheil als eine tiefe Herabwürdigung der Dichtkunst ansehen mußte, von welcher er einen so hohen Begriff, eine so erhabene Meinung hatte.

Seines Herzens Verlangen war es und mußte es sein, endlich einmal wieder eine regelrechte bürgerliche Singschule anzutreffen, wie sie daheim im lieben Nürnberg von den dortigen ehrwürdigen Meistern abgehalten wurden. So blieb er denn in Passau nicht länger, als bis er sich auf seinem Handwerke die Wegzehrung für die Weiterreise erarbeitet hatte. Alsdann steckte er sich die österreichische Hauptstadt Wien zum Ziele, wo er mit

Sicherheit hoffen durfte, für sein Verlangen Befriedigung zu finden.

Da hörte er aber unterwegs, wie im Lande Tyrol, und insonderheit in der Hauptstadt dieses Landes, in Innsbruck, die hohe Kunst, an welcher sein Herz hing, in hoher Blüthe stehe, und flugs stand sein Entschluß fest, seine Wanderschaft dorthin zu richten und Wien einstweilen Wien sein zu lassen. Schuhe brauchte man ja überall, und deßhalb gab es auch immer Schuster, bei denen er Arbeit finden konnte; aber Meistersinger und ordentliche Meistersingerschulen gab es nicht überall, wie er bereits zu seinem großen Leidwesen erfahren hatte.

Als er deßhalb jenseits Linz war, wo das muntere Bergkind, die Traun, in die Donau fällt, machte er Rechtsum und wanderte diesem Flüßchen nach. In Wels, jenem Städtchen, worin acht Jahre später Kaiser Maximilian starb, wie man sagt, aus Kummer darüber, daß die Stadt Innsbruck, an welche er noch aus früheren Tagen die Zehrungskosten für sein Gefolge schuldig war, jetzt dieses letztere nicht hatte aufnehmen wollen, nahm er zuerst wieder Arbeit, weil sein Geld aufgezehrt war. Allein, so wohl es ihm auch hier bei den freundlichen Meistersleuten, die er gefunden, gefiel, er konnte sich doch nicht zu längerem Bleiben entschließen, wie sehr man deßhalb auch in ihn drang. „Nach Tyrol!“ lautete seine Losung, und kaum war der Frühling gekommen, so machte er sich wieder auf die Reise, wanderte der Traun nach bis gen Salzburg, um sich von dort über die Berge in das Innthal hinüberzuschlagen und diesem Flusse bis Innsbruck nachzugehen. Nur, wenn ihn die Noth dazu zwang, nahm er unterwegs Arbeit, oder wenn er irgendwo Liebhaber des Meistergesanges fand, mit denen er sich wenigstens über die geliebte Kunst besprechen konnte.

Endlich war Innsbruck, das Ziel seiner Sehnsucht, erreicht, und er fand auch zum Glück für seine sehr zusammengeschmolzene Baarschaft sogleich Arbeit.

Wie wurde er aber entzückt, als er schon am ersten Abende beim Vorübergehen an der Thüre des neuen Meisters diesen mit volltönender Stimme ein regelrechtes Meisterlied singen hörte, und zwar in einem Tone, der ihm nur zu bekannt in den Ohren klang, weil es einer von den Meistertönen seines geliebten Lehrmeisters Nunnenbeck war! Auch der Meister freute sich sehr, in dem neuen Gesellen einen Liebhaber des Meistergesanges, ja sogar einen Schüler des weithin bekannten Nürnberger Meisters zu finden. Beide saßen nun manchmal bis in die tiefe Nacht beisammen, sich über die gemeinsame Kunst zu unterhalten.

Welche Freude war es für Hans Sachs, von dem Meister zu hören, daß demnächst eine feierliche Singschule gehalten werden würde! Wie drängte er sich, als der Tag dafür erschienen war, in der Kirche bis ganz in die Nähe des Singstuhles vor, um ja alles recht genau zu sehen und zu hören! Wie gerne wäre er auch bei dem Freisingen auf den Singstuhl gestiegen, wenn er nicht zu schüchtern gewesen wäre, hier vor der großen, ihm völlig unbekannten Menge, die das ganze Gotteshaus dicht gedrängt füllte, sein erstes Probestück abzulegen!

Und als nun gar das Hauptsingen begann, und er bald diesen, bald jenen Ton vernahm, den er bei Meister Nunnenbeck kennen gelernt hatte, wie schwoll ihm da das Herz! Wie lebhaft traten ihm wieder die Stunden vor die Geistesaugen, darin er als lernbegieriger Schüler zu den Füßen des ehrwürdigen Meisters gesessen hatte! Wie fest ließ er sich da in dem Entschlusse bestärken,

der holdseligen Kunst, die er bei ihm erlernt, sein Leben lang treu zu bleiben!

Es war indessen keineswegs allein die sorgfältige Pflege, welche der Meistergesang hier fand, was ihn für längere Zeit an Innsbruck fesselte. Auch die Liebe zu einem holden, sittigen Mädchen, das er kennen lernte, ward für ihn ein Band, das ihn dort festhielt, und zwar um so fester, da es das erste Mal war, daß er wirkliche Liebe zu einem weiblichen Wesen fühlte.

Vielleicht war diese Liebe sogar der Anlaß, daß er hier, für eine Zeit lang wenigstens, seinem Handwerke untreu wurde und sich in den Rock eines kaiserlichen Jägerburschen oder „Waidgesellen“ stecken ließ. Hans Sachs erzählt wenigstens ausdrücklich, daß er in Innsbruck Waidmann bei Kaiser Maximilian gewesen sei, und wir dürfen solchen bestimmten Bericht doch wohl kaum auf Rechnung der „dichterischen Freiheit“ schreiben, welche es gestattet, daß der Dichter gelegentlich einmal von der Wahrheit abweicht oder doch Wahrheit und Dichtung untereinander mischt.

Hans Sachs dachte wohl, als er sich in den Jägerrock stecken ließ, darin der Geliebten besser zu gefallen als in der Tracht des einfachen Schustergesellen. Aber er hat sich nicht lange in dem fremden Rocke wohl gefühlt. Bald machte ihm sein Gewissen Vorwürfe darüber, daß er sein ehrsames Handwerk verlassen und allein aus Hoffahrt, um äußerlich ein schmuckeres Ansehen zu gewinnen, sich in seinen jetzigen Stand begeben habe. Die Gedanken, welche sich untereinander entschuldigen und verklagen, trieben ihn in sehr große innere Unruhe hinein.

Dazu mochte wohl die Erkenntniß kommen, wie übel er bei dem Wechsel der Lebensstellung in Bezug auf seine Liebe gefahren sei, und wie falsch er gerechnet habe,

wenn er annahm, bei dem Tausche dieser förderlich sein zu können. Als Schustergeselle hätte er ruhig in Innsbruck bleiben und, wo möglich alle Tage, die Auserkorene seines Herzens sehen können. Als des Kaisers Waidgesell aber mußte er eben seiner Dienstpflicht nachkommen, die ihn jedenfalls mehr, als ihm lieb war, hinausrief in Wald und Feld und Flur.

Da kam denn eine schwere, böse Zeit für ihn, von welcher er klagt:

Ich kannt' mich selber nicht,
Däucht' mich auf Erd' allein
Der Elend'ste zu sein;
Mein Vernunft, Sinn und Muth,
Mein Handel, Ehr' und Gut,
Das däucht' mich all's verdorben,
Gekränket und erstorben.
All' Hoffnung war vergebens,
Daß mich verdroß des Lebens.
In diesen schwer'n Gedanken
Und inwendigem Zanken
Ward all' mein Freud' entzwei,
Und wünscht' mir oft den Tod
Zur Endung meiner Noth.

In dem Kampfgespräche zwischen der Demuth und der Hoffahrt hat er wohl den Gedanken, die ihn in jener bösen Zeit beunruhigten und ihn das innere Gleichgewicht nicht wieder finden ließen, beredten Ausdruck gegeben.

Die letzten der vorhin angeführten Verse, worin er sich als völlig hoffnungslos und lebensmüde bekennt, mögen jedoch erst bei ihm zur Wahrheit geworden sein, als er mit Einem Male erfuhr, daß Diejenige, welche er heimlich liebte und der zu Gefallen er den Jägerrock angezogen hatte, der ihm so viel zu schaffen machte, bereits mit einem Anderen verlobt sei. Da war ja nun allerdings für seine Liebe alle Hoffnung vergebens, und es

blieb dem armen Schusterpoëten nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu schicken.

In dieser Gemüthsverfassung könnte er wohl das Gedicht verfertigt haben, von dem er selber in der Ueberschrift bemerkt:

Der Spruch, der ist mein erst Gedicht,
Den ich spruchweis' hab zugericht't.

Denn der Inhalt desselben bildet die aus dem Italienischen entnommene Geschichte von der schönen Lisabetha, welche den Kopf ihres Geliebten, nachdem derselbe von ihren eigenen Brüdern ermordet worden war, in einem Blumentopfe verbarg, und das Pflänzlein, das sie darüber gepflanzt hatte, täglich mit ihren Thränen begoß, endlich aber vor Leid starb, als die bösen Brüder, die hinter das Geheimniß des Blumentopfes gekommen waren, ihr denselben fortnahmen. Wenigstens würde diese Geschichte in Uebereinstimmung gewesen sein mit seinem eigenen Verlangen nach dem Tod und Endung seiner Noth.

Oder es könnte auch gar wohl aus dieser Zeit voll Liebeskummer das Kampfgespräch von der Liebe herrühren, das nur wenige Tage älter ist, als das eben erwähnte Gedicht, und dem er die Ueberschrift gegeben hat:

Ich bin genannt der Liebe Streit,
Sag' von der Liebe Wonn' und Freud',
Dazu von Schmerz und Traurigkeit,
So in der Lieb' verborgen leit (liegt).

Allein diese beiden Gedichte sind nach des Dichters Unterschrift, worin er, wie bei den meisten seiner zahlreichen Gedichte, genau die Zeit der Abfassung angegeben hat, erst in einer späteren Zeit entstanden, nämlich im Frühjahre des Jahres 1515, zu einer Zeit, da er Innsbruck längst den Rücken gekehrt hatte.

Wir werden deßhalb annehmen müssen, daß er die beiden Gedichte erst gemacht und darin sein schweres Herz

ausgeseufzt hat, als ihm die Liebe ein zweites Mal übel mitgespielt hatte, wie es hernachmals zu München wirklich geschehen ist.

Uebrigens scheint das Herzweh, was ihm offenbar die beiden Gedichte ausgepreßt hat, doch nicht sehr tief und angreifend für ihn gewesen zu sein; denn sonst hätte er nicht in dem Beschlusse beider so außerordentlich nüchterne und hausbackene Gedanken aussprechen können, wie er es thut. Da sagt er nämlich in dem Beschlusse des ersten Gedichtes von der schönen Lisabetha und ihrem elendigen Tode:

Derhalben Frauen und Jungfrauen
Sollen sich mit Fleiß wohl fürschauen,
Daß solche Lieb' sie nit betrüg',
Und ihn'n im Herzen angesieg',
Dadurch ihn'n all' Unglück zusteh',
Sondern sollen bis in die Eh'
Sparen ihr' Lieb . . . . .

Und ebenso warnt er am Schlusse des Kampfgesprächs von der Liebe:

Auf daß, wer Lieb' im Herzen hab',
Der laß zu rechter Zeit auch ab,
Und spar' sein' Lieb' bis in die Eh'.
Dann halt' ein Lieb' und keine meh (mehr).
Daraus ihm Heil und Glück erwachs;
Den treuen Rath gibt ihm Hans Sachs.

Wenn aber Hans Sachs für seinen Theil die Liebe so am Schnürchen gehabt haben sollte, wie er es Andern hier anräth, also daß er, wenn es ihm an der Zeit schien, davon ablassen konnte, und im Stande war, seine Liebe aufzusparen bis in die Ehe, wie den Inhalt einer Sparbüchse, nun dann wird es ihm auch wohl nicht allzu schwer angekommen sein, von Innsbruck zu scheiden. Dann hat er ohne Zweifel den Jägerrock flugs ausgezogen, wie seine Liebe, die ihn in denselben getrieben

6*

hatte, und hat sich das Ränzlein mit der Schusterschürze darin auf die Schulter gehängt und ist von dannen gezogen, höchstens mit einem Thränlein im Auge, als er an dem Hause vorüberging, worin sein Liebchen wohnte, die am Ende von seiner stillen Liebe gar nichts gemerkt und geahnt hatte.

Wir aber rufen ihm gewiß nach: „Glücklicher Schustergeselle, der du wieder bei deinem Leisten angekommen bist und die „trübselige Melancholie“ so glücklich überwunden hast!

Die kaiserliche Jägerei mußte jedoch für Hans Sachs keinen besonders hohen Sold eingetragen haben, sodaß er im Stande gewesen wäre, nun eine weitere Wanderung zu unternehmen, ohne sich nach Arbeit auf seinem Handwerke umsehen zu müssen. Denn schon in dem Städtchen Schwaz am Inn, nach welchem er über Hall reiste und welches nicht gar weit von Innsbruck entfernt ist, nahm er wieder Arbeit. Und ganz gewiß nicht aus bloßer Laune, sondern weil ihn die Leere seines Geldbeutels dazu nöthigte.

Denn hatte er sich in Innsbruck von der Hoffahrt so berücken lassen, daß er sogar seinem Handwerk eine Zeit lang ganz absagte, so sollte er dafür hier in Schwaz recht in der Demuth geübt werden. Sein Meister hatte nämlich seine meiste Kundschaft unter den Bauersleuten der Umgegend, und der freireichsstädtische Schustergeselle mußte es sich gefallen lassen, mit seinem Schusterschemel und seinem Werkzeuge auf den Dörfern umherzuziehen und für die Bauern in ihren Häusern zu arbeiten.

Da hat er denn wohl selber an seinem eigenen Munde und Magen erfahren müssen, was er nachmals in der Fabel von der Spinne und dem Zipperlein das letztere von einem Bauern sagen läßt:

Auch war mein Nahrung bei ihm klein.
Er aß nur Milch und Rüben und Kraut,
Gersten und Erbsen, was er baut',
Trank auch nur Wasser, Milch und Schotten.

Aber er hatte dafür auch reichlich Gelegenheit, das Bauernleben aus nächster Nähe kennen zu lernen, besonders die schreckliche Unwissenheit, in welcher damals die armen Bauern dahinlebten, und den bodenlosen Aberglauben, der sie erfüllte und zur willkommenen Beute für alle Arten betrügerischer Landstreicher werden ließ. Seine schönsten Schwänke, die er später gedichtet hat, sind dem Bauernleben entnommen.

Aber er hat dieselben nicht etwa gedichtet, um die armen Bauernn zu verspotten, sondern vielmehr in der wohlmeinenden Absicht, ihnen damit einen Spiegel vorzuhalten und sie zu warnen. Von diesen Schwänken insbesondere zu reden, wollen wir uns jedoch für später aufsparen, damit unser armer Hans Sachs nicht allzulange in Schwaz auf uns warten muß, bis wir mit ihm die Wanderschaft fortsetzen.

VIII.

Von Schwaz ging diese wohl das Innthal hinunter. Denn Oetting, oder wie es jetzt heißt, Neu-Oetting, welches unter den besuchten Städten genannt ist, liegt an dem Inn, und von den beiden andern Städten, die Hans Sachs auch namentlich erwähnt, ohne Zweifel, weil er sich dort aufgehalten und auf dem Handwerke gearbeitet hat, nämlich Burghausen und Braunau, liegt die letztere ebenfalls am Inn, die erstere aber ganz nahe an der Stelle, wo der Inn die Salza aufnimmt, an diesem Flüßchen.

Von hier wandte sich dann unser Schustergeselle wahrscheinlich nach Landshut und wanderte darauf der Isar nach gen München.

Dort gab es einen längeren Aufenthalt, ja einen so langen, daß Vater Sachs zu Nürnberg sich veranlaßt fand, dem Sohne zu schreiben oder schreiben zu lassen, er möge sich dort nicht „verliegen“, sondern lieber nach Nürnberg heimkehren, wo ihn Vater und Mutter mit Sehnsucht erwarteten. Es scheint jedoch nicht blos die Gefahr für den Sohn, sich in München zu „verliegen“, diesen väterlichen Rath veranlaßt zu haben, sondern die größere, für die Eltern wichtigere Gefahr, daß er sich ganz und gar an München fesseln ließ, und zwar durch die Liebe zu einem Mägdlein. Dasselbe war freilich „trutziger Art“ und trieb nicht viel Schmeichelwort gegen ihn; aber trotzdem muß sie Hans Sachs fest in sein Herz geschlossen gehabt haben, weil er ihr ein ganzes Jahr lang zu Gefallen ging und schließlich, als er seine treue Liebe dennoch verschmäht sah, die beiden im vorigen Kapitel erwähnten Gedichte gemacht hat, in deren erstem, dem Kampfgespräche von der Liebe, er so beweglich singt und sagt

Dazu von Schmerz und Traurigkeit
So in der Lieb' verborgen leit

und gewiß seine eigenen Gefühle treulich schildert, wenn er klagt:

Wie bitter wird dann da das Leiden,
So Herzlieb von Herzlieb muß scheiden
Etwan viel' Meil'n in fremde Land
Und gänzlich kein Hoffnuug mehr hand (haben)
Zusamm' zu kommen nimmermeh!
Das ist fürwahr ein herzlich's Weh!

Von dieser unglücklichen Liebe No. 2 und von ihrem „herzlichen Weh“ hatte er, wie man mit ziemlicher Sicherheit annehmen darf, auch in seinen Briefen an die Eltern das volle Herz übergehen lassen, und da die „trutzige“

Münchnerin den Eltern wohl nicht die geeignete Frau für ihren Sohn zu werden versprach, auch wenn sie ihn wirklich hätte nehmen wollen, vielleicht auch Meister Nunnenbeck, der von den besorgten Eltern zu Rathe gezogen war, Manches dagegen einzuwenden hatte, daß sein weichherziger Schüler seine beste Jugendzeit in thörichtem Liebesgram verzehre: so mag der väterliche Rath gerade deshalb auf schleunige Entfernung von München gedrängt haben.

Man darf aber nun nicht glauben, es sei die unglückliche Liebe gewesen, die Hans Sachs zum Dichter gemacht und ihn veranlaßt habe, seine ersten Verse mit „Herz“ und „Schmerz“ zu reimen. Denn wir wissen, daß er schon vor Abfassung jener beiden Gedichte, in denen er sein Liebesweh ausseufzte, selbstständig gedichtet hat. Wenn er die „klägliche Geschichte von den zwei Liebhabenden“ gleichwohl selbst bezeichnet als sein erst Gedicht, das er hab' spruchweis' zugericht't, so hat er das wohl nur so verstanden, daß es sein erstes Gedicht in dieser Art gewesen sei, die er aus irgend einem Grunde mit dem Ausdrucke: „spruchweise“ bezeichnet.

Er fing, wie bemerkt, schon früher „mit Gottes Hülf' zu dichten an“, da es ihm ein innerer Drang sein mußte, sich in einer Kunst zu üben, an welcher er „mit herzentlicher Lieb' und Gunst“ hing, und in welcher sich zu vervollkommnen und immer Neues zuzulernen, sein unablässiges Bestreben war. Sagt er doch selber:

Wo ich im Land hört' Meistersang,
Da lernet' ich schneller Eil'
Der „Bar“ und „Tön“ ein'n großen Theil.

Sein erstes Lied, durch welches er, wahrscheinlich zu München in der dort bestehenden Singschule, die Stufe des „Dichters“ errang, war ein wirklicher regelrechter

Meistergesang, der von etwas ganz Anderem handelte, als von Liebe und Liebesweh, der vielmehr ein Lobgesang auf das Geheimniß der Gottheit war und mit den Worten anfing:

Gloria patri! Lob und Ehr'
Dem Vater auf dem Thron!

Gehorsam dem Willen des Vaters riß sich Hans Sachs endlich von München los und wanderte gen Augsburg, da es ihm jetzt doch noch zu frühe war, wieder die Heimath zu suchen. Dort aber hielt er sich nicht sehr lange auf, wiewohl daselbst auch eine berühmte Meistersingerschule war, und er sich bei einem Freisingen großen Beifall erwarb. Er wollte jetzt nirgends mehr in die Gefahr kommen, sich zu verliegen, sondern ehe er heimkehrte, noch ein gut Stück vom lieben deutschen Vaterlande mit eigenen Augen sehen. Es zog ihn besonders nach Straßburg, wo einst der berühmte Meister Gottfried gesungen hatte, und nach Mainz, wo ja gewissermaßen die Wiege des Meistergesangs gestanden.

So ging denn die Reise zunächst nach Ulm, und dann durch das schöne Schwabenland dem Rheine zu. Daß er dabei nicht immer die schnurgerade Richtung einhielt, sondern nach ächter Handwerksburschen-Art einen kleinen Abstecher sich nicht verdrießen ließ, wenn er etwa eine erwünschte Gesellschaft gefunden hatte, die er so schnell nicht wieder verlassen wollte, geht daraus hervor, daß unter den von ihm erwähnten Orten auch ein Bopfingen genannt ist, welches von Ulm ziemlich weit nordwärts und ganz abseits von der Richtung nach dem Rheine lag.

Endlich war dieser erreicht, und Straßburg mit seinem erhabenen Münster nahm ihn in seinen Mauern auf. Wohl mußte es sich ihm nahe legen, hier in der

herrlichen Gegend, hier, wo der Meistergesang so eifrig betrieben, so sorgfältig gepflegt wurde, einen längeren Aufenthalt zu nehmen; allein das ging nicht an, wenn er sein Vorhaben ausführen wollte, auch von den nördlichen Gegenden Deutschlands noch etwas kennen zu lernen.

Schon bald brach er daher wieder auf und wanderte durch den Schwarzwald nach Norden, aber nicht gerades Weges nach Mainz, wohin ihn auch sein Herz zog, sondern vielmehr erst dem Maine zu, die berühmten Singschulen von Würzburg und Frankfurt kennen zu lernen.

Im Schwarzwald muß er aber irgendwo Aufenthalt genommen und erst das Frühjahr abgewartet haben, ehe er die Wanderung gen Würzburg antrat. Denn er erzählt uns von einer Hirschenjagd, die er dort im Schwarzwalde im Januar mitgemacht habe, und zwar nicht etwa als Treiber, wie man sich's von einem Schustergesellen wohl denken könnte, sondern hoch zu Roß, als stattlicher Jäger, der hier übte, was er als Kaiser Maximilians Waidgeselle zu Innsbruck von der Jägerei gelernt hatte.

Vielleicht war ihm die holdselige Kunst des Meistergesanges der Schlüssel geworden, der ihm das gastliche Haus irgend eines vornehmen Liebhabers dieser Kunst aufschloß, dem er seine Lebensgeschichte hatte erzählen müssen, und der ihn dann als Einen, der von der Jägerei etwas verstand, zur Jagd einlud und sogar beritten machte. Es läßt sich dies wenigstens daraus schließen, daß Hans Sachs erzählt, wie ihm auf dieser Jagd, als er von der übrigen Jagdgesellschaft abgekommen war, mit Einem Male die neun „Musen" (merke: so hießen bei den alten heidnischen Völkern die Göttinnen, die man als Pflegerinnen und Schützerinnen der Künste und Wissenschaften verehrte) erschienen seien und sich beklagt

hätten, daß sie jetzt in deutschen Landen gar nicht mehr geachtet seien und dieselben deshalb verlassen wollten

Weil Wucher und Betrügerei
So unverschämt in Deutschland sei,
Weil man sucht' Wollust, Gewalt und Pracht,
Was dazu fördert, man hat Acht
Derhalb' so gilt die Kunst nicht viel,
Daß unser fort Niemand begehrt,

auf welche Klagerede dann Hans Sachs, ohne Zweifel aus der eigenen, gegenwärtigen Erfahrung heraus antwortet:

. . . . . . Ihr seid noch werth
Bei manchem vernünftigen Mann.

Und wie hier so hat wohl an manchem Orte dem Schustergesellen seine Dichtkunst Thüren geöffnet, welche ihm sonst verschlossen geblieben wären, und ihn in Lebenskreise hineingeführt, in denen er seine Sitten abschleifen und jene feinere Art des Benehmens gewinnen konnte, die der Nürnberger Meister nachmals besaß, und die ihn zwanglos und leicht auch mit hochgestellten Leuten verkehren ließ.

Auch in anderer Beziehung ist ihm seine Dichtkunst gelegentlich sehr zu Statten gekommen. So bei jener Wirthin, welcher er aus Mangel an landesüblichem Kleingeld seine Zeche nicht bezahlen konnte, und welche sich dann scherzend erbot, ihm die Zeche erlassen zu wollen, wenn er ihr Alles, was zur Schusterei gehört, hurtig in Reime bringen könne. Das ließ sich Hans Sachs nicht zweimal sagen, sondern

. . . . reimte schnelle
Rindsleder und Kalbfelle
Stiefel und Schuh'
Und den Zwirn dazu
Und Hanf und Flachs
Wohl mit dem Wachs
Eine Nadel gut
Und Fingerhut u. s. w.

worauf ihn dann die lustige Wirthin lachend ziehen ließ.

In Würzburg, wohin Hans Sachs aufbrach, sobald der Winter sein strenges Regiment an den Frühling abgetreten hatte, gefiel es ihm jedoch nicht besonders. Das leichte, lockere Leben, das dort herrschte, war nicht nach seinem Sinn.

Desto länger aber fesselte ihn Frankfurt, wohin er nun über den Spessart hinüber wanderte. Vielleicht hat er hier im Spessart den Stoff zu dem Schwanke von dem „frommen Adel“ gefunden, dessen später noch Erwähnung gethan werden wird.

In Frankfurt erlangte Hans Sachs bei einem feierlichen Festsingen, woran er Theil nahm, die „meisterliche Freiung,“ die man ihm bereitwillig ertheilte, da der Name seines lieben Meisters Nunnenbeck, bei dem er in der Lehre gewesen war, auch hier einen guten Klang hatte, und Hans Sachs selbst sich als ein würdiger Schüler desselben erwies. Diese Beförderung regte seinen Eifer für die geliebte Kunst so an, daß er bedacht war, sich in derselben immer mehr zu vervollkommnen und deßhalb nicht lange darauf auch „gekrönter Meister“ wurde.

Nun ging es aber unaufhaltsam weiter, den Main hinunter gen Mainz, wo sich eine sehr bedeutende Meistersingerschule befand, und wo er unter den dortigen Meistern trotz seiner Jugend ein gern gesehener und noch lieber gehörter Gast wurde.

Aber wie hätte ihn der herrliche Rheinstrom und die paradiesische Gegend, die derselbe dort durchfloß, nicht locken sollen, diesen Strom noch weiter hinab zu verfolgen? So vertraute er sich denn einem Schifflein an und ließ sich gemächlich rheinabwärts schaukeln durch die von stattlichen Burgen und grünen Reben bekränzten Berge.

Coblenz und Cöln waren die Orte, an denen er sich aufhielt nnd Gelegenheit fand, das frische, muntere

Leben am Rheine kennen zu lernen, das ihn, den zu Scherz und Schwänken stets aufgelegten Dichter in hohem Grade anmuthen mußte. Unmöglich dünkt es uns durchaus nicht, daß der eine oder andere Schwank, den er in Nürnberg hernach losgelassen, einen ächt rheinischen „Uz" zum Vater hat.

Wie hätte aber Einer, der in der Geschichte der deutschen Vorzeit so bewandert war wie Hans Sachs und so wie er für die großen Helden dieser Vorzeit in dichterischer Begeisteruug glühte, wie hätte er am Rhein sein, wie hätte er zumal in Köln sich längere Zeit aufhalten können, ohne einen Abstecher nach Aachen zu machen, nach der Stadt, in welcher der große Karl so oft und so gerne während seines Lebens weilte, in deren altehrwürdigem, von ihm selber erbauten Dome seine sterblichen Ueberreste die letzte Ruhestätte fanden?

Er ist auf diesem Abstecher dann auch wohl noch weiter gewandert, bis dahin, wo anstatt der trauten Laute der lieben deutschen Muttersprache, die französische Sprache an sein Ohr schlug, und hat von dieser ihm bisher fremden Sprache in der Eile soviel gelernt, daß er ein Buch in derselben lesen konnte. Er behauptet wenigstens in einem seiner Gedichte:

> In französischer Sprach ich fand
> Ein Buch, mit sinnreichem Verstand
> Geschrieben . . . . .

In den damaligen Lateinschulen hat man die armen, vielgeplagten Buben gewiß nicht auch noch mit dem Französischen behelligt, wenigstens gewiß nicht so weit drinnen im Reiche, wie in Nürnberg.

Es scheint jedoch Hans Sachs unter dem französisch redenden Mischvolke an der Gränze nicht sonderlich behagt zu haben. Die Windbeuteleien und Aufschneidereien,

die ihm daselbst tagtäglich begegneten, trieben ihn bald wieder zurück in die lieben deutschen Lande, wo es doch noch immer besser war, als dort drüben unter den eiteln Franzosen, und wo man doch wenigstens, wenn man allenfalls auch da mit Lügen und Prahlereien traktirt wurde, in verständlichem Deutsch angelogen wurde.

Wenn je, so mußte aber jetzt die Reise nach dem Norden Deutschlands angetreten werden. Denn die Zeit, welche für die Wanderschaft bestimmt war, eilte ihrem Ende zu, und die Sehnsucht nach der lieben Heimath klopfte hier draußen, so weit in der Fremde, allmählig immer stärker an dem Herzen an.

So wanderte denn Hans Sachs, ohne sich viel aufzuhalten, quer durch Westfahlen hindurch bis nach Osnabrück und dann von da hinauf nach der alten Hansestadt Lübeck. Von hier aus kam er auch an die Ostsee, und nahm in deren Wogen manches erfrischende Bad. Allein die Meereswogen konnten ihm die Heimwehgedanken nicht fortspülen, die sich jetzt von Tag zu Tag mehr bei ihm geltend machten. Wie hätte das auch anders sein können, hier, wo man wohl auch Deutsch zu sprechen vorgab, aber dasselbe in einem Kauderwelsch vorbrachte, von welchem der biedere Sohn des Baierlandes wohl kaum das zehnte Wort recht verstehen mochte?

„Nach der Heimath! Nach Süden!“ so lautete von jetzt an die Losung des Heimwehkranken, und spornstreichs ging es die Elbe hinauf nach Leipzig zu. Wie wurde aber erst seine Sehnsucht nach der Heimath verstärkt, als er hier einen Brief aus Nürnberg erhielt mit der Trauerbotschaft, daß sein lieber Vater erkrankt sei und sehnlichst die Rückkehr des Sohnes wünsche!

Ohne Aufenthalt ging es nun über Erfurt in den Thüringer Wald hinein. Aber das Reisegeld war knapp

und schon in Erfurt begegnete es ihm, daß er ohne Geld am Abende in die Herberge kam. Nichts desto weniger drängte ihn sein laut bellender Magen, sich mit den übrigen Gästen anzusetzen und sich das Abendessen weidlich schmecken zu lassen. Wie es nun aber an's Bezahlen ging, mußte er dem Wirthe demüthig bekennen, daß er kein Geld habe, und sich's gefallen lassen, daß ihn dieser deßhalb derb ausschalt.

Allein damit war die Sache keineswegs zu Ende. Als die übrigen Gäste alle zu Bett gegangen waren, und Hans Sachs noch beklommenen Herzens saß und überlegte, wo sich denn für seine müden Glieder ein Ruheplätzchen finden werde, kam plötzlich der Wirth mit seinem Knechte in die Stube herein und brachte einen großen, weiten Mehlsack mit. Den zogen nun die Beiden dem zahlungsunfähigen Gaste über den Kopf bis auf die Füße herunter, banden ihn zu, und ließen den Gesackten lachend liegen, wo er lag, auf dem harten Fußboden. Das wurde eine bitterböse Nacht für den Müden, der sich in seinem Sacke kaum rühren und nicht einmal die schmerzenden Glieder auf eine andere Seite umwenden konnte. Wer aber den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Das erfuhr jetzt auch Hans Sachs. Denn als am andern Morgen der Wirth hereinkam, wünschte der ihm einen guten Tag, fragte höhnisch, ob er auch recht sanft geschlafen habe, und ließ ihn dann endlich aus dem Sacke los, indem er

Sprach: Laß dir das ein Warnung sein!
Sitz' fort nicht mehr zu den Nachtmahlen
Wo du die gar nicht hast, zu zahlen.

Hans Sachs nahm hurtig sein Ränzlein, das ihm der schalkige Wirth ließ, weil er meinen mochte, er sei genug bestraft, uud zog, so rasch als er konnte, von

dannen in den Thüringer Wald hinein, um auf dem nächsten Wege der lieben Heimath zuzueilen.

Wir haben unsern wackern Schustergesellen absichtlich auf seiner Wanderschaft begleitet, wohin derselbe auch gehen mochte, um zu zeigen, wie er in den fünf Jahren, die er draußen in der Fremde zubrachte, in der That so ziemlich ganz Deutschland durchwandert und Gelegenheit gehabt hat, das Leben und Treiben der Menschen in fast allen Theilen desselben zu beobachten. Daß er aber dabei keine blinden Augen gehabt, daß er sich vielmehr Alles gehörig angesehen und mit seinem „sinnreichen Ingenium" auch tiefer geblickt hat, als bloß auf die Oberfläche des Lebens, das beweisen die mancherlei Gedichte, worin er von Art und Unart des deutschen Volkes redet, die erstere rühmend, soviel sie es verdient, die letztere entweder mit scharfem Worte oder mit gemüthlichem, aber tief ernst gemeintem Spotte geißelnd.

Aber das Beste war, daß er sich draußen in der Fremde nicht um sein ehrliches, frommes Herz betrügen ließ, sondern dasselbe wieder heimbrachte, geläutert durch manche Erfahrung von der Thorheit und Schlechtigkeit der Menschen und von dem Elende, welches daraus erwächst, gestärkt und befestigt durch manche Erfahrung von der Güte Gottes, die ihn draußen geleitete und ihm durch manche böse Stunde hindurchhalf.

Daß er aber so heim kam, hatte er gewiß nächst Gott dem Herrn, der sich in ihm ein wackeres Rüstzeug erziehen wollte, das in seinem Dienste noch viel wirken sollte, auch seiner Liebe zum Meistergesange und dem unermüdlichen Eifer zu danken, sich in in demselben immer mehr zu vervollkommnen.

Denn abgesehen davon, daß ihn die Beschäftigung mit der Dichtkunst und mit den hohen Gedanken, die

sie in seinem Herzen wachrief, vor allem Rohen und Gemeinen bewahrte, das sonst gewiß an seinem unerfahrenen Herzen hangen geblieben wäre, hat sie ihn auch zum Lesen guter Bücher getrieben, womit er seine freie Zeit ausfüllte, sowie auch in Gemeinschaft mit vielen tüchtigen ernstgesinnten Leuten gebracht, deren Wort und Beispiel ihn auf dem rechten Wege erhielten.

Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, sich recht in seine Gedichte hineinzulesen und den oft sehr derben Ausdrücken und oft sehr holperigen Versen derselben den rechten Sinn abzugewinnen, der wird dies hundertfach bestätigt finden und es dann auch wohl begreifen, daß Hans Sachs seiner vielgeliebten Kunst bis an sein Ende treu geblieben ist, weil er selber nur zu gut wußte, was er ihr zu danken hatte. Daß er aber ebensowohl auch bis an sein Ende treu bei seinem Handwerke geblieben ist und mit Ausnahme jener kurzen, vorübergehenden Verirrung zu Innsbruck, nie hat etwas anderes sein und werden wollen, als ein tüchtiger Schuster, das muß zeigen, wie unberührt er von dem Hochmuthe geblieben ist, welcher so leicht die Herzen derjenigen umgarnt, die der Herr mit der Gabe der Dichtkunst begnadigt hat, und wie demüthig er die reiche Gabe, die auch ihm verliehen war, als ein Gnadengeschenk von oben ansah und als ein Pfund, mit welchem er zu seinem eigenen, wie zu seiner Mitmenschen Heil im Dienste des Gebers wuchern müsse.

IX.

Man schrieb das Jahr 1516, als Hans Sachs wieder glücklich in seinem lieben Nürnberg ankam, ein frischer, zwei und zwanzigjähriger Jüngling, der in seiner kräf-

tigen, stattlichen Gestalt, sowie in dem Rothe der Gesundheit, welches auf seinen Wangen lachte und die tiefen dunklen Augen darüber recht leuchtend hervortreten ließ, das beste und sicherste Zeugniß mit heimbrachte, daß er draußen ebenso gesund wie an der Seele auch am Leibe geblieben sei und eine Wanderschaft hinter sich habe, die nicht mit rohen Ausschweifungen befleckt worden, welche damals unter dem „fahrenden Volke" an der Tagesordnung waren.

Wie mag ihm das Herz geschlagen haben, als er seinen „blühenden Rosengarten", seine liebe, schöne Vaterstadt, nach so langer Abwesenheit wieder betrat und in die alten Gassen hineinschritt, die ihn unverändert grüßten! Wie mag es da in seinem Herzen gesungen und geklungen haben: „Ost' oder West', daheim ist das Best'!"

Allein wie hätte er sich lange umschauen und damit aufhalten können, sein liebes Nürnberg gleichsam geistig wieder in Besitz zu nehmen! Lag denn nicht daheim der liebe Vater krank, uud fand er nicht am Ende in dem geringen Schneiderhäuslein, das ihm doch lieber war, als die stattlichsten Gebäude der Stadt, Jammer und Elend vor, vielleicht gar schon die bitteren Thränen der verwittweten Mutter? Von Leipzig bis Nürnberg war ja, auch für den Eilenden, ein weiter Weg! Was konnte sich nicht Alles zugetragen haben, während er denselben zurückgelegt hatte!

Hochklopfenden Herzens steht er endlich vor dem Vaterhause und wagt es kaum, die Thüre zu öffnen. Aber sein Bangen und Zagen ist ein vergebliches gewesen. Noch wenige Minuten, so liegt er am treuen Herzen der Mutter und in den Armen des Vaters, der wohl noch im Bette lag, aber doch wieder fast ganz genesen war und nun durch die Freude des Wiedersehens sich so gekräftigt fühlte,

daß er es sich nicht nehmen ließ, aufzustehen und mit seinem lieben Hans den Willkommtrunk zu thun.

Auch der greise Meister Nunnenbeck war noch bei guter Gesundheit, wie Hans auf seine sorgende Frage erfuhr, und so war die unsägliche Freude des Wiedersehens durch nichts gestört. Und als am Abende Meister Nunnenbeck, den Hans nach der ersten Begrüßung der Eltern sogleich besuchte, sich im Schneiderhäuslein einfand, wie ging es da an ein Fragen und Erzählen ohne Ende über Alles, was der Wandergeselle g sehen, gehört, gelernt hatte! Und wie leuchteten die Elternaugen und die Augen des treuen Lehrmeisters immer heller und freundlicher, als der Erzähler die stillschweigende Prüfung wohl bestand, in welche ihn besagte Augen sammt den dazu gehörigen Herzen nahmen, als aus all' seinem Erzählen offenbar wurde, daß er als köstlichsten Ertrag seiner Wanderschaft ein unverdorbenes frommes Herz und die alte, begeisterte Liebe zur edlen Kunst des Meistergesanges wieder mitgebracht habe!

Viel in der Stadt und in deren Wirthshäusern umherzulaufen, um zu sehen und sich sehen zu lassen, war damals für einen von der Wanderschaft Heimgekehrten noch nicht Mode. Hans Sachs suchte sich darum sogleich Arbeit, theils um seinen Eltern nicht beschwerlich zu fallen, theils auch um sich die Mittel zu erwerben, die er bedurfte, um seiner Liebhaberei an guten Büchern ein Genüge thun zu können, welche in damaliger Zeit noch nicht so leicht und billig zu befriedigen war, wie heutzutage.

Mit dem völligen Selbstständigwerden scheint es ihm nicht sehr geeilt zu haben. Denn nach einer Lebensgeschichte, welche ein Schüler von ihm, Adam Puschmann von Görlitz, anno 1576, also im Todesjahre des Meisters

zusammengereimt hat, ist ausdrücklich angegeben, daß Hans Sachs erst im Jahre 1519, also drei Jahre nach seiner Heimkehr von der Wanderschaft, sein Meisterstück gemacht habe. Es ist indessen auch nicht unmöglich, daß ihn die strenge Zunftordnung nöthigte, mit dem Meisterwerden bis zum 25. Lebensjahre zu warten.

Als nun aber die Meisterprüfung mit Ehren bestanden war, und es an die Errichtung einer eigenen Werkstätte für den jungen Schustermeister gehen sollte, erwies sich das Schneiderhäuslein zu enge, eine solche noch neben der Schneiderwerkstätte (NB. Ate ier sagte man damals noch nicht!) des Vaters herzugeben. Es blieb deßhalb dem jungen Meister, der doch jetzt sein eigenes Geschäft beginnen wollte, nichts Anderes übrig, als sich gegen billigen Zins ein eigenes Häuslein zu miethen. Dasselbe lag draußen vor dem Frauenthore. Dort fing nun Hans Sachs an, wacker darauf los zu hämmern und zu nähen, und bald stellte sich so reichliche Kundschaft bei ihm ein, daß er alle Hände voll zu thun bekam.

War dann nach des Tages Arbeit die Feierstunde gekommen, so setzte sich der Meister Schuster, wenn nicht etwa Singschule war, die er niemals versäumte, oder wenn ihn nicht etwa ein Besuch bei seinen Eltern, oder aber bei Meister Nunnenbeck abhielt, hinter seine Bücher, die er theils noch von der Schulzeit her besaß, zum größten Theile aber sich jetzt von seinem reichlichen Verdienst beschaffte. In diesen, nicht wie heutzutage auf den Wirthshausbänken, suchte er seine Erholung. Er fing aber daneben auch bald an, in der Feierstunde die Lieder, welche er selbst schon gemacht oder die er draußen gehört und in seinem treuen Gedächtnisse bewahrt hatte, in eigene Bücher niederzuschreiben. Etliche dieser Bücher

sind uns erhalten geblieben. Aber der wahrhaft zierlichen Handschrift, mit der sie geschrieben sind, sieht es kein Mensch an, daß sie von einer Hand herrührt, die nur am Abende zur Feder griff, nachdem sie den ganzen Tag über den Schusterhammer und die Ahle geführt hatte.

Nichts desto weniger mag es unserem Hans Sachs bald zu unlieblich gedäucht haben, so einsam in seinem Häuslein vor dem Frauenthore zu wohnen, also daß er den Entschluß faßte, in den von ihm so hoch geachteten Ehestand zu treten. Die Ausführung dieses Entschlusses wird ihm jedoch nicht sehr leicht geworden sein.

Nicht als ob es in Nürnberg an Jungfrauen gefehlt hätte, die dem jungen, stattlichen Schustermeister, der auch schon als Meistersinger im besten Rufe stand, gerne das Jawort gegeben hätten, wenn er deßhalb zu ihnen gekommen wäre; aber nach den bösen Erfahrungen, die Hans Sachs bereits in der Liebe gemacht hatte, mochte er etwas bedenklich geworden sein, sein Herz noch einmal, und zwar für das ganze Leben zu verschenken. Er mochte auch wohl nach dem alten Sprüchlein denken: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen und die Thorheiten auf Erden begangen", und zu dem Entschlusse gekommen sein, um keine folgenschwere Thorheit zu begehen, sich nicht selber eine Lebensgefährtin zu suchen, sondern sich lieber eine solche von Gott dem Herrn zuführen zu lassen.

Und Letzteres ist ihm denn auch wohl widerfahren, wie wir getrost annehmen dürfen, wenn wir hören, wie zufrieden und glücklich er mit seiner Gattin gelebt und eine Ehe geführt hat, die in der That im Himmel geschlossen schien.

Wie er seine Gattin gefunden hat, wissen wir nicht. Denn, so schön und lieblich sich das auch ausnehmen

würde, so ist es doch wohl nicht statthaft anzunehmen, daß jenes Mägdlein, von dem er in einem seiner Gedichte erzählt, daß er es einst aus den Händen zudringlicher Gesellen gerettet habe, nachher seine Gattin geworden ist, obwohl sein leicht entzündliches Dichterherz von ihr „durch Treu' und Lieb gefangen“ ward.

Wir wollen deßhalb kurz berichten, daß er fand, wonach sich sein Herz sehnte, ein braves, ehrbares Mädchen, das ihm zu einer Frau Sachsin ganz passend erschien und dem sich sein Herz auch in aufrichtiger Liebe zuneigte.

Sie war indeß keine geborene Nürnbergerin, sondern vielmehr aus Wendelstein am Berge gebürtig, einem nahe bei Nürnberg gelegenen Orte. Ihr Name war Kunigunde Kreuzerin. Da ihre Eltern schon frühe gestorben waren, lebte sie aber in Nürnberg bei einem Verwandten, wo sie Hans Sachs kennen lernte.

Einen langen Brautstand gab es nicht; denn die Waise hatte es bei ihren Verwandten nicht besonders gut, und unserm jungen Meister mochte jetzt, wo er auf Freiersfüßen ging und die zukünftige Hausfrau gefunden hatte, sein einsames Häuslein doppelt einsam und leer vorkommen.

Am Egidi-Tage, dem 1. September 1519 führte er d'rum seine liebe Braut als Weib heim und mit ihr das Glück einer 41jährigen Ehe.

Brachte ihm doch seine Frau das mit, was allein das Glück einer Ehe dauernd sichern kann, ein frommes, gottesfürchtiges Herz, das mit dem des Mannes in der Hauptsache eins war. Außerdem wurde aber auch das Eheglück Hans Sachsens wohl dadurch gesichert, daß er nicht mit überspannten Hoffnungen und Erwartungen in die Ehe eintrat, und deßhalb nachher keine Enttäuschungen zu erleben brauchte, die ihn hätten verdrießlich und mißmuthig machen können.

Denn Hans Sachs hatte schon während des kurzen Brautstandes einsehen gelernt, daß seine Kunigunde das nicht sei, wofür so mancher begeisterte Bräutigam seine Braut ansieht, nämlich ein leibhaftiger Engel, ein Inbegriff und Schatzkästlein aller nur erdenkbaren Tugenden, ohne die geringste Untugend und Unvollkommenheit.

In einem Gedichte, welches er am 1. September 1544 zur Feier seiner silbernen Hochzeit gemacht, hat er daüber ein wenig aus der Schule geplaudert und seiner Jubelbraut einen kleinen Auftritt aus dem ersten Brautstande in die Erinnerung zurückgerufen. Daraus läßt sich abnehmen, daß Jungfer Kunigunde, wie man zu sagen pflegt, ein wenig „ihres Kopfes" war und denselben auch „aufzusetzen" wußte, wo es ihr passend dünkte. Man kann ihr aber freilich auch die Anerkennung nicht versagen, daß sie das schon ihrem Bräutigam zu erkennen gab, und nicht erst ihrem Gatten.

Auch von „Kifferbsen" weiß Hans Sachs zu erzählen, die ihm sein Weiblein nicht selten vorgesetzt habe, wobei wir für den geneigten Leser nur zu bemerken brauchen, daß das „Kiff" mit dem Worte „keifen" zusammenhängt, um der Nothwendigkeit überhoben zu sein, der Frau Kunigunde Sachsin Uebeles nachzureden.

Daß Hans Sachs die bekannte „sauersüße Ehestands-Tunke" zu schmecken bekommen hat, zeigen uns folgende Verse, die er gedichtet hat, als er bereits 22 Jahre verheirathet war:

Gott sei gelobet und geehrt,
Der mir ein fromm' Weib hat bescheert,
Mit der ich zwei und zwanzig Jahr'
Gehaust hab'; Gott geb', länger zwar,
Wiewohl sich in mein'm eh'lichen Leben
Hat Süß's und Saures oft begeben,

Täglich gemischt von Freud und Leid,
Jetzt auf, dann ab ohn' Unterscheid.
Sie hat mir nie stets 'kochet Feigen
Will schwankweis' dir ein Theil anzeigen.
Mein' Frau ist mein Paradies theuer,
Dabei mein tägliches Fegfeuer;
Sie ist ein Himmel meiner Seel',
Sie ist auch oft mein Pein und Höll';
Sie ist mein Engel auserkor'n,
Und ist oft mein Fegteufel wor'n;
Sie ist mein Mai und Rosenhag,
Ist oft mein Blitz und Donnerschlag;
Sie ist mein Wonn' und Augenweid',
Und oft mein Trau'rn und Herzeleid;
Mein Frau ist mein Freiheit und Wahl,
Oft mein Gefängniß und Nothstall;
Sie ist meine Hoffnung und mein Trost,
Ist oft mein Zweifel, Hitz und Frost;
Mein' Frau die hilft mich treulich nähren,
Thut mir auch oft das Mein' verzehren:
Sie ist mein Fried' und Einigkeit,
Und mein täglicher Habestreit;
Sie ist mein Fürsprech und Erled'ger,
Ist oft mein Ankläger und Pred'ger;
Sie ist mein Tugend und mein Laster,
Sie ist mein' Wund' und auch mein Pflaster . . .

Aber bei allem dem war Hans Sachsens Ehe eine rechte glückliche, so glücklich, wie nur die besten Ehen sein mögen. Denn er lernte je mehr und mehr die Kunst, die der Apostel Gal. 6 in dem Worte lehrt: Einer trage des Andern Last!"; eine Kunst, die man ja ganz besonders im Ehestand lernen muß, wenn derselbe nicht in der That ein Wehstand werden soll. Und wenn er zu Anfang der soeben angeführten Verse sagt: „Gott sei gelobet und geehrt, der mir ein fromm Weib hat bescheert", so ist das in seinem Munde gewiß ebensowohl die volle Wahrheit, wie es in dem Gedichte zur silbernen Hochzeit aus aufrichtigem Herzen geredet ist, wenn er bei der Er-

innerung an den bereits erwähnten Auftritt während des Brautstandes spricht:

Also ward unsre Lieb und Treu'
Wiederum ganz beschlossen neu
Wohl mit Umarmung und mit Kuß,
Deß ich mich heut' noch freuen muß.

Auch äußerlich fehlte es den beiden Eheleuten nicht. Sie hatten ihr genügendes, ja ihr reichliches Auskommen, auch da, als der Hausstand sich mehrte, und nach einander die jungen Sachsen und Sächsinnen in's Quartier rückten, sieben an der Zahl, nämlich zwei Sachsen und fünf Sächsinnen. Denn Vater Sachs hämmerte und nähte den Tag über mit größtem Fleiß, und da er sein Handwerk verstand, auch die nöthige Handwerksehre besaß, nichts Schlechtes und Mangelhaftes aus seiner Werkstätte hervorgehen zu lassen, so hatte er bald eine so ausgebreitete Kundschaft, daß er etliche Gesellen bei der Arbeit zu Hülfe nehmen mußte, denen er mit seinem eigenen Fleiße das beste Vorbild gab.

Als die wachsende Familie auch wachsende Einnahmen nothwendig machte, legte er für die Nachbarn, die gleich ihm draußen vor dem Frauenthore wohnten und nicht Lust hatten, wegen jeder Kleinigkeit zu den Krämern in die Stadt hineinzulaufen, auch noch einen kleinen Kramladen in seinem Hause an, dessen Betrieb aber wohl wesentlich Frau Kunigunde zufiel.

Ueberdies war er immer darauf bedacht, das Leder, welches er verarbeitete, selbst einzukaufen, um nicht den Lederhändlern einen Profit geben zu müssen, den er mit Ehren selber machen konnte, und reiste deshalb wiederholt nach Frankfurt am Main und in andere Städte, um dort seinen Lederbedarf aus erster Hand einzukaufen.

So ließ es sich Hans Sachs sauer werden, seine Fa=



milie mit Ehren durchzubringen, und Gott der Herr gab auch zu seinem Fleiße Segen und Gedeihen. Denn der wackere Schuster durfte rühmen:

Auch fiel mir zu in dieser Zeit
Groß' Wohlfahrt in mancherlei Stück.
Als Reichthum, Ehr', Lob und groß Glück,
Wohlzog'ne Kind, ein treu Ehweib,
Schön', Stärk' und auch gesunder Leib.
Jedermann hielt mich hoch und herrlich
Auch hielt ich mich tapfer und ehrlich.

Und es konnte ja auch nicht wohl anders kommen. Denn Hans Sachs hat nicht blos fleißig gearbeitet, sondern auch fleißig gebetet. Und wo dies Beides Hand in Hand geht, da bleibt ja der Segen Gottes niemals aus.

Jeden Morgen betete der fromme Meister mit den Seinigen, wozu auch die Gesellen gerechnet wurden, die nach guter alter Ordnung im Meisterhause wohnten, den Morgensegen, jeden Abend den Abendsegen, und auch bei Tische fehlte weder das „Benedicite" vor, noch das „Gratias" nach dem Essen.

Der Sonntag wurde in Wahrheit als der Tag des Herrn gefeiert, zu dem schon am Samstag-Abende Alles zugerichtet, geordnet, gereinigt wurde. Auch die dringendste Arbeit konnte Hans Sachs nicht bewegen, am Samstage nach Sonnen-Untergang oder gar am lieben Sonntag-Morgen ein Werkzeug zur Arbeit in die Hand zu nehmen, oder seine Gesellen eines nehmen zu lassen.

Nein, am Sonntagmorgen ging es in hellem Haufen zur Kirche, und Gesellen, die sich etwa des gemeinsamen Kirchgangs weigerten, oder auch nur Ausflüchte dagegen suchten, durften gewiß sein, daß ihres Bleibens in dem Meisterhause nicht lange sein werde. Damit aber der Kirchgang kein leeres, unfruchtbares Werk bleibe, pflegte der Meister, wenn das Mittagsmahl eingenommen war,

das Evangelium des Sonntags mit den Gesellen und Kindern zu besprechen, um zu hören, ob sie auch etwas aus der Kirche mit heimgenommen hätten. Er suchte dann, was schwierig zu verstehen war, oder was der Eine oder Andere vielleicht geradezu falsch verstanden hatte, in seiner einfachen, schlichten, Weise zu erläutern und hatte es gerne, wenn dabei Fragen gethan wurden, die ihm Gelegenheit gaben, sich noch weiter in erbaulichen Reden auszulassen. Selbst am Morgen des Montags wenn er mit den Gesellen schon wieder wacker hinter der Arbeit saß, kam er oft wieder auf das Gespräch des vorigen Tages zurück und brachte noch bei, was ihm etwa nachträglich noch Heilsames und Erbauliches eingefallen war.

Solch löblicher Hausgebrauch wird freilich erst von Hans Sachs eingeführt und geübt worden sein, nachdem die Lehre des Evangeliums auch auf die Kanzeln Nürnbergs hinaufgekommen war. Denn vorher mag in den Kirchen nicht viel vom Evangelium zu hören gewesen sein.

Nicht selten geschah es auch, daß Meister Sachs mit den Seinigen förmliche „Kampfgespräche" anstellte, indem er irgend eine Frage aufwarf, über die dann Jeder der Erwachsenen der Reihe nach seine Meinung sagen mußte, und die er selber hinterher in lehrreicher oder erbaulicher Weise zum Abschlusse brachte, indem er Richtiges belobte, Falsches berichtigte.

Wenn aber unser frommer Schustermeister da oben rühmt, daß ihm neben „Reichthum und groß Glück" auch „Ehr' und Lob" zugefallen sei und daß ihn Jedermann hoch und herrlich gehalten habe, so meint er damit ohne Zweifel die Ehre und das Lob, welche ihm als Meistersinger gezollt wurden, und das hohe Ansehen, zu

welchem er durch seine wirkliche Meisterschaft in der hochgeehrten Kunst bei allen seinen Mitbürgern gelangte, selbst bei solchen, die in ihrer Lebensstellung hoch über ihm standen. Denn unter den 250 Meistersingern, die es um das Jahr 1558 in Nürnberg gegeben haben soll, war er unbestritten der beliebteste und berühmteste und brachte durch den unermüdlichen Fleiß, mit dem er in seinen arbeitsfreien Stunden der geliebten Kunst oblag und von dem nachher noch die Rede sein wird, die Nürnberger Singschule, deren Oberhaupt er wurde, zu hoher Blüthe.

Bei einem Hauswesen, wie es vorhin geschildert worden ist, wird es begreiflich, daß Hans Sachs unter den vielen Segensgaben, die ihm zufielen, auch „wohlerzogene" Kinder nennen konnte. Sie mögen ihm wohl manche Sorge und Unruhe gemacht haben die Büblein und Mägdlein, die schnell nach einander kamen wie die Orgelpfeifen, und wohl auch nicht immer in lauter Frieden und Einigkeit mit einander verkehrten. Aber der wackere Vater wußte ein gutes Recept für ihre Erziehung, das auch bei allen wohl anschlug. Will sich's der geneigte Leser zu eigenem Gebrauche hinter die Ohren schreiben, so wird er nicht übel daran thun. Hier ist es:

Will man ein' fromme Welt aufziehen,
Muß man anfahen mit der Jugend,
Die ziehen auf Sitten und Tugend,
Zu Gottesfurcht und allem Guten.
Und sie gut halten unter der Ruthen.

Zwanzig Jahre lang lebte, schusterte und dichtete so Hans Sachs in dem kleinen Häuslein vor dem Frauenthore.

Allein diese zwanzig Jahre sind ihm keineswegs wie ein helles, ungetrübtes Bächlein dahingeflossen, sondern er hat auch, wie jedes Menschenkind, sein gut Theil Kreuz

zu tragen bekommen, ja wohl ein ganz besonders starkes Päcklein desselben.

Wir wollen gar nicht davon reden, daß er während dieser Jahre seine alten Eltern begraben und ebenso auch seinem guten Meister Nunnenbeck die letzte Ehre erweisen mußte, indem er ihm nach treuer Meistersinger-Sitte mit bebender Stimme in's Grab sang. Das war ja nichts Ungewöhnliches und kein besonderes Kreuz, sondern konnte nach der Welt Lauf nicht anders kommen.

Aber in seinem Familienleben wurde Hans Sachs von mancherlei Kreuz heimgesucht.

Es kamen schwere, theure Zeiten, in denen sogar die Nahrungssorgen in dem Schusterhäuslein nicht ferne blieben, so wacker sich auch der Vater zur Arbeit hielt, so sparsam auch die Mutter das Hauswesen führte. Hans Sachs mußte so das „walzend Glück“ aus eigener Erfahrung kennen lernen, das Glück, will das sagen, welches sich dreht wie eine Walze, sodaß, wer eben noch oben auf war, nun drunter liegt und Ach und Weh schreit.

Das Letztere hat nun wohl Hans Sachs seinerseits nicht gethan; denn er hatte die richtige Ansicht vom Werthe der irdischen Güter, wie es die Worte des schönen Liedes, das von ihm noch in den heutigen Gesangbüchern steht, beweisen:

All's, was ist in dieser Welt,
Es sei Silber, Gold oder Geld,
Reichthum und zeitlich Gut,
Das währt nur eine kurze Zeit
Und hilft doch nicht zur Seligkeit.

Und wollte doch einmal der böse Sorgengeist über ihn kommen, der da ängstlich fragt: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — so ließ ihn sein frischer, fröhlicher Herzens-

glaube denselben bald wieder unter die Füße treten und freudig singen:

Warum betrübst du dich, mein Herz,
Bekümmerst dich und trägest Schmerz
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau' du deinem Herrn und Gott,
Der alle Ding' geschaffen hat!
Er will und kann dich lassen nicht;
Er weiß gar wohl, was dir gebricht;
Himmel und Erd ist sein.
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beisteht in aller Noth!

Unsäglich viel schwerer ist es dem treuen Vaterherzen Hans Sachsens sicherlich geworden, daß er alle seine sieben Kinder zur letzten Ruhestätte geleiten mußte. Die meisten derselben starben schon in ganz jugendlichem Alter. Nur seine älteste Tochter kam dazu, daß sie sich verheirathete, starb aber auch frühe mit Hinterlassung von vier unmündigen Waisen. Und nur von einem seiner beiden Söhne, der das väterliche Handwerk erlernt hatte und auch in der Liebe zum Meistergesange dem Vater nachgeschlagen war, erlebte er es, daß derselbe auf die Wanderschaft ging, auf welcher er aber ferne vom Vaterhause in Lübeck verstarb.

Allein Hans Sachs hatte auch bei solch schwerem Kreuz den rechten Trost in seinem frommen, gläubigen Herzen, und verstand die hohe, christliche Kunst, auch aus dem Kreuze Segen zu gewinnen. Wie schön sagt er in dieser Beziehung:

Schickt Gott uns Widerwärtigkeit,
Ein Kreuz über das andere her,
Schad', Kummer und Krankheit schwer,
Soll'n wir uns deß mit Nichten schämen,
Es als eine Arznei annehmen.
Damit er unsre Sünden heile.
Also uns kommen beide Theile

Zu einem guten, sel'gen End;
Wer das nur christlich anerkennt,
Dem wird das Kreuz all's Ungemachs
Ein geistlich Glück. So spricht Hans Sachs.

Wir schließen diesen Bericht über das eheliche und häusliche Leben des frommen Schusters mit der Bemerkung, daß derselbe anno 1539 aus seinem Häuslein vor dem Frauenthore in die Stadt hereinzog, und zwar in das sogenannte „Mehlgäßlein". Ob er sich dort, als er im Wohlstande war, ein Haus gekauft hat, oder ob es das Haus war, worin seine Eltern gewohnt hatten und das er nun nach deren Tode bezog, ist schwer zu bestimmen.

Aber es ist noch heute vorhanden, dieses Haus und hat dem Gäßlein, in welchem es steht, anstatt des geringen Namens, den es vordem führte, den hohen Namen „Hans Sachsen's Gasse" eingetragen.

Wenn der geneigte Leser einmal nach Nürnberg kommen sollte, so braucht er nur, etwa von der Königsbrücke aus nach der Spitalgasse zu gehen, indem er die Kirche zum Heiligen Geiste rechts liegen läßt, und dann über den Spitalplatz links ab so kommt er sicher in das besagte Gäßlein. Sodann hat er nichts zu thun, als die Hausnummer 969 zu suchen, die er schon sogleich voran im Gäßchen rechts finden wird. Daß er darüber ein rundes Schild findet, darauf ein Bär abgemalt ist, der einen Becher Weines in seinen Tatzen hält, darf ihn nicht irre machen. Denn wenn in dem Hause auch jetzt eine Weinstube ist, so hat doch einst darin der Schuster gewohnt und Glück und Kreuz darin getragen, und Schuhe und Verse darin gemacht. Und gedenkt er deß, so wird ihm das Schöpplein Wein, das er sich geben läßt, deshalb gewiß nicht schlechter schmecken.

X.

Wir haben schon erwähnt, daß Hans Sachs unter die meisten seiner Gedichte das Jahr, ja sogar den Tag geschrieben hat, da sie entstanden sind.

Aber vier Jahre seines Dichterlebens gibt es, in denen er nicht ein einziges Gedicht verfertigt hat, nämlich die Jahre 1519 bis 1523. Und doch waren dies gerade diejenigen Jahre, von welchen man denken sollte, die dichterische Ader sei darin am stärksten geflossen; denn es waren die ersten Jahre seines Eheglücks, welcher während ihm doch gewiß die „Kifferbsen", die ihm Frau Kunigunde später zuweilen vorsetzte, noch erspart geblieben sind und ihm die Lust am Dichten nicht verdorben haben.

Woher aber gerade in diesen Jahren das beharrliche Schweigen des Dichters, der doch in der Ausübung der Dichtkunst seine beste Erholung nach des Tages Arbeit suchte und fand?

Wir werden es uns kaum anders erklären können, als daraus, daß ihn in diesen Jahren der große Geisterkampf ganz und gar hinnahm und alle seine Gedanken beschäftigte, der durch Luther's Auftreten in ganz Deutschland erregt wurde, der große Geisterkampf der Reformation. Und dieser Grund muß uns mehr als wahrscheinlich werden, wenn wir hören, daß das erste Gedicht, mit welchem er im Jahre 1523 wieder hervortrat und sein Schweigen brach, das berühmt gewordene Loblied ist auf die „Wittembergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall."

Wie hätte es auch anders sein können, als daß die kühne That des Wittenberger Mönches, wodurch er der gewaltigen Macht des Papstthums gottesmuthig und siegesfreudig den Fehdehandschuh hinwarf, in dem Herzen des Hans Sachs den lautesten, kräftigsten Wiederhall fand?

Trug doch der wackere, junge Schustermeister von Kind auf ein frommes, für die Religion und Alles, was zu ihr in Beziehung stand, reich angelegtes Herz in seiner Brust, dem nichts gleichgültig bleiben konnte, was irgendwie das Verhältniß des Menschen zu Gott berührte! Hatte er doch auf seiner Wanderschaft mit den offenen Augen, die er überallhin mit sich trug, einsehen gelernt, wie die seinem Herzen so wichtige, theure Religion von der durch und durch verderbten Geistlichkeit auf's Tiefste herabgewürdigt, wie das, was heiligste Herzenssache sein muß, in die hohlste, leerste Aeußerlichkeit herabgezogen wurde!

Und da ja der berüchtigte Tetzel schon während der Wanderjahre Hans Sachsens seinen schmählichen Ablaß-Handel trieb, und zwar mit besonderer Frechheit in dem Sächsischen, das Hans Sachs auch durchwanderte, sollte da der Schustergeselle, der überall das Volksleben so scharf beobachtete, nicht Gelegenheit gefunden haben, den Ablaßhandel aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und sich zu überzeugen, welch' entsetzlicher Frevel an dem Heiligsten begangen wurde! Die Beschreibung, welche er in dem Gedichte von der „Wittenbergisch Nachtigall“ über den Ablaßkram macht, sieht jedenfalls ganz danach aus, als habe er aus eigener Anschauung heraus geschrieben. Wir lesen da nämlich, nachdem eine arge Schilderung von der Verderbtheit der Geistlichen vorausgegangen ist:

Danach kommt eine ehrsame Schaar,
Heißt man zu deutsch die Romanisten
Mit großem Ablaß, Bullen, Kisten,
Richten auf rothe Kreuz' mit Fahnen
Und schreien zu Frauen und Mannen:
Legt ein! Gebt eure Hülf' und Steuer
Und löst die Seel' aus dem Fegfeuer!
Sobald der Gulden im Kasten klinget,

Die Seel' sich auf gen Himmel schwinget.
Wer unrecht Gut hat in sein'm Gewalt
Dem helfen sie es ab gar bald:
Auch geben sie Brief' für Schuld und Pein,
Da legt man ihn'n zu Gulden ein . . . .

Mußten da nicht die Hämmerschläge, womit Luther seine 95 Sätze gegen den Ablaß und gegen andere in die Kirche eingerissenen Mißbräuche und Irrthümer an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, auch das Herz des Nürnberger Schusters durchzucken, wie sie durch ganz Deutschland hindurchschallten?

Und wie mochte ihm erst zu Muthe werden, als er den Mann, der im Vertrauen auf die Siegesmacht der evangelischen Wahrheit ein so großes Wagestück unternommen hatte, selber sah? Denn im Oktober 1518 kam ja Luther durch Nürnberg und nahm dort Nachtherberge, als er gen Augsburg zog, um dort auf Befehl des Kaisers Maximilian vor dem päpstlichen Cardinale Cajetan wegen seiner sogenannten „Ketzereien" verhört zu werden. Oder ist es etwa denkbar, daß Hans Sachs die Gelegenheit sollte versäumt haben, die sich ihm hier bot, Luther von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen?

Wie mochte ihm aber zu Muthe werden, als er den armen, ermüdeten Mönch erblickte, der den weiten Weg bis hierher zu Fuß zurückgelegt hatte, und aus dessen Augen doch ein so hoher Gottesmuth leuchtete, daß man deutlich erkennen konnte, er zweifle nicht im Mindesten an dem endlichen guten Ausgange seiner heiligen Sache! Wie mochte ihm zu Muthe werden, als er in diese „tiefen Augen" hineinschaute, die hernach selbst den gelehrten Cajetan so in Verwirrung brachten, daß er, wie er wörtlich sagte, „mit der deutschen Bestie, die so tiefe Augen und so wunderbare Speculationen im Kopfe habe, nicht mehr sprechen möchte!"

Eine wahre Begeisterung erfaßte Hans Sachs für den kühnen Mönch, der es wagte, in offenen Kampf zu treten mit dem allgewaltigen Papstthume, keine andere Waffen in der Hand, als seine Bibel, deren Sprüche er wie feurige Pfeile auf seine ergrimmten Gegner schoß. Die zahlreichen Flugschriften, die aus Luthers unermüdlicher Feder flossen und mit Hülfe der zur rechten Zeit erfundenen Buchdruckerkunst wie im Fluge unter das deutsche Volk kamen, sammelte er mit der größten Sorgfalt, um sie eifrig zu studiren, und ließ es sich ein gut Stück seines sauern Verdienstes kosten, sie alle in seine Hände zu bekommen. Im Jahre 1522 hatte er 40 derselben im Besitz und ließ sie sich alle in einen Band zusammenbinden, um Alles stets bei einander zu haben, was ihm Kopf und Herz so warm gemacht hatte. Vorne in das Buch schrieb er dann mit eigener Hand: „Dies Büchlein habe ich, Hans Sachs, also gesammelt und Gott und seinem Wort zu Ehren und dem Nächsten zu Gute einbinden lassen, als man zählt nach Christi Geburt 1522 Jahr. Die Wahrheit bleibt ewiglich."

Und wie hätte Hans Sachs nicht Einer unter den Ersten sein sollen, die sich die deutsche Uebersetzung des neuen Testamentes anschafften, welche Luther auf der Wartburg verfertigt hatte, und die im Jahre 1522 erschien?

Wohl gab es schon viel früher deutsche Bibeln in Nürnberg, wo Anton Coburger schon 1470 eine Buchdruckerei errichtet hatte und mehrere Ausgaben einer verdeutschten Bibel druckte. Aber eine Uebersetzung, die mit solcher Kraft und Klarheit und so dem Geiste der deutschen Sprache gemäß das liebe Gotteswort verdeutschte, wie es die Luthers that, war doch bis jetzt noch nicht dagewesen.

Da galt es ihm, dem um die rechte, göttliche Wahrheit Bemühten, denn nun, selbst zu forschen in der Schrift, ob sich's auch wirklich also hielt, wie Luther mit hoher Geistesmacht predigte und schrieb, und anstatt Verse zu machen, saß er jetzt, wenn die Tagesarbeit vorüber war, im stillen Kämmerlein über dem heiligen Bibelbuche. Und wie mochte sein Herz jubeln, wenn er durch solches treue Suchen und Forschen inne wurde, wie völlig Luthers Lehre mit dem Worte Gottes übereinstimmte und wie vor dessen klaren deutlichen Zeugnissen die Menschenlehre nicht bestehen konnte, welche man bisher der armen Christenheit als göttliche Wahrheit hinzustellen gewagt, und von welcher er ja selbst mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hatte, was für Früchte dieselbe im Leben des Volkes trüge!

Wohl mag sich ihm dabei in seinen Gedanken manches Gedicht gestaltet haben, worin er den Mund hätte mögen übergehen lassen, wovon ihm das Herz voll war. Allein ehe er nicht seiner Sache völlig gewiß war, wollte der gewissenhafte Mann mit dem, was er erforscht hatte, nicht vor die Oeffentlichkeit treten. Dies war es, was ihn so lange und beharrlich schweigen ließ, keineswegs die Furcht vor der Gefahr, die es ihm hätte bringen können, wenn er auch öffentlich von dem Zeugniß abgelegt hätte, was ihn im tiefsten Herzensgrunde bewegte. Wenigstens hat er später deutlich gezeigt, daß ihm solche Furcht fremd war, und daß er sich den Mnnd dadurch nicht stopfen ließ, wo ihn sein Gewissen trieb, zu reden.

Gefährlich aber war es damals in der That, sich frei und öffentlich zu Luther und seiner Lehre zu bekennen. Das mußten etliche angesehene Nürnberger erfahren, die gleich Hans Sachs mit Begeisterung sich zu Luthers Lehre geneigt hatten. Der angesehene und hochgeehrte Rathsherr

Willibald Pirkheimer, sowie der Rathsschreiber Lazarus Spengler wurden sogar wegen ihrer Hinneigung zu Luther und wegen ihres offenen Bekenntnisses zu seiner Lehre in den Bann gethan, und es kostete sie große Mühe, von demselben wieder loszukommen. Auch dem berühmten Nürnberger Maler, Albrecht Dürer, erging es nicht besser. Und als trotzdem unter den Bürgern Nürnbergs die Anhänglichkeit an Luther und seine Lehre immer weiter um sich griff, sah sich der Rath der Stadt, wenn auch vielleicht sehr wider seinen Willen, genöthigt, im April 1521 ein Kaiserliches Mandat öffentlich anzuschlagen, worin Allen und Jedem verboten wurde, Bücher Luthers anzukaufen, ebenso wie es den Buchhändlern strengstens untersagt ward, solche zu verkaufen. Ein zweites derartiges Kaiserliches Mandat erging dann noch einmal, als Luther auf dem Reichstage zu Worms völlig geächtet worden war. Ja im Jahre 1522 mußte der Rath allen Predigern und Mönchen unter Androhung unnachsichtiger Bestrafung ernstlich verbieten lassen, auf den Kanzeln „nichts von Religionssachen" vorzubringen, damit nicht eine Unruhe oder Aufstand dadurch veranlaßt würde. Gewiß ein seltsames Verbot, falls nicht unter den „Religionssachen", die auf den Kanzeln nicht vorgebracht werden sollten, nur und allein die Lehre Luthers und seine Angriffe gegen das Papstthum verstanden waren!

Aber, um dies sogleich hier beizufügen, alles Verbieten half nichts. Die reine Lehre des Evangeliums brach sich dennoch in der freien Reichsstadt Nürnberg freie Bahn. Besonders waren es die Augustiner-Mönche, die sich der Lehre ihres Ordens-Genossen Luther, der ja auch Augustiner-Mönch gewesen war, zuneigten und offen für denselben Parthei nahmen. Auch die Pröpste der

beiden Hauptkirchen, der St. Sebaldus- und St. Lorenzkirche, traten auf die Seite Luthers und bestellten schon 1522 zwei neue Prediger an diesen ihren Kirchen, die das Evangelium rein und lauter verkündigten, nämlich: Andreas Osiander und Dominicus Schleupner. Einer nach dem andern wurden in aller Ruhe die kirchlichen Mißbräuche abgestellt, welche im Lichte des Evangeliums als solche erschienen, und schon am Gründonnerstage des Jahres 1524 nahmen bei den Augustinern 4000 Personen das heilige Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn, nämlich in beiderlei Gestalt, so daß alle Brod und Kelch empfingen. Der Rath der Stadt ließ ruhig geschehen, was nicht gegen den ausdrücklichen Wortlaut der Kaiserlichen Verordnungen ging. Im Jahre 1529 hatte die Sache des Evangeliums in Nürnberg schon so vollständig den Sieg davongetragen, daß auf dem Reichstage zu Speyer die Abgeordneten der Stadt sich offen auf die Seite der Protestirenden stellten, und ein Jahr später, auf dem Reichstage zu Augsburg war Nürnberg die erste Reichsstadt, welche durch ihre Abgeordneten das dort vorgelesene Bekenntniß der Evangelischen unterschreiben ließ.

Zu diesem ruhigen, stetigen Fortschreiten des Reformationswerkes in seiner lieben Vaterstadt hat Hans Sachs nicht wenig beigetragen. Denn so schweigsam er sich verhalten hatte, solange er noch nicht selbst auf's Vollständigste von der Wahrheit der lutherischen Lehre und von ihrer völligen Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes überzeugt war und sich diese Ueberzeugung durch eigenes Suchen in der Schrift unter Gottes gnädigem Beistande errungen hatte, so eifrig und muthig trat er mit seinem Zeugnisse hervor, als dies geschehen war.

Am 8. Juli des Jahres 1523 dichtete er das bereits erwähnte Loblied auf „die Wittenbergisch Nachtigall, die

man jetzt höret überall“ und ließ demselben nach der Sitte der Zeit einen sinnreichen Holzschnitt vorsetzen, als er es in Druck gab.

Inmitten dieses Holzschnittes steht ein Baum, darauf eine Nachtigall sitzt, die fröhlich der strahlenden Sonne entgegensingt, während sie dem im letzten Viertel stehenden Monde den Rücken kehrte. Auf einem von der Sonne hell bestrahlten Berge zeigt sich das Lamm mit der Siegesfahne über einer kleinen Heerde, welche sich um es gesammelt hat. Um den Baum, von dessen Zweigen die Nachtigall lustig singt, drängt sich allerlei wildes und zahmes Gethier: Wölfe, Waldesel, Schweine, Katzen, Schlangen, Frösche, Wildgänse, die allzumal nach der singenden Nachtigall emporschauen und wider sie heulen, bellen, grunzen, zischen, quaken, ohne sie jedoch dadurch zum Schweigen bringen zu können. Am Fuße des Baumes aber sitzt inmitten des lärmenden Gethiers ein grimmiger Löwe und fletscht die Zähne und sperrt den Rachen auf, als wolle er die ganze Welt verschlingen.

In dem nachfolgenden Gedichte gibt Hans Sachs die Deutung dieses Bildes, obwohl dasselbe für diejenigen, welche damals lebten und in der großen Geisterbewegung mitten drinne standen, kaum einer solchen bedurft hätte, so sprechend war das Bild.

Die Sonne, die über dem Berge mit dem Gotteslamm und seiner Heerde scheint, bedeutet das helle Licht des Evangeliums; der abnehmende Mond ist die Menschenlehre. Der Löwe am Fuße des Baumes ist der Papst, der ja damals gerade den Namen Leo d. h. Löwe, führte; das lärmende Gethier um ihn herum bedeutet seine Freunde und Anhänger: die Nachtigall aber?

Nun, daß ihr klarer mögt verstehn,
Wer die lieblich Nachtigall sei,

Die uns den hellen Tag ausschrei':
Ist Doktor Martinus Luther
Zu Wittenberg Augustiner,
Der uns aufwecket von der Nacht,
Darein der Mondschein uns hat 'bracht.

Der Raum will's nicht leiden, daß wir mehr von dem 700 Verse langen Gedichte, dem die eben erwähnten Verse entnommen sind, hierhersetzen. Aber der freundliche Leser darf es uns auf's Wort glauben, daß Hans Sachs darin, wie man wohl sagt, kein Blatt vor den Mund genommen, sondern der Wahrheit gemäß und ohne allzu zarte Schonung alle die Mißbräuche gegeißelt hat, die unter den Päpsten in der Kirche Christi eingerissen waren; daß er dann aber auch ebensowohl die reine Lehre des Evangelii, wie sie Luther wieder an's Licht gebracht und in hellem, kräftigem, durchdringendem Nachtigallenton in die Welt hinausgesungen hatte, und zwar mit seinen Liedern in Wirklichkeit hinausgesungen, in ihren Grundzügen so frisch und lebendig dargestellt hat, wie er sie selbst im gläubigen Herzen trug.

Nur den Schluß des Gedichtes können wir uns nicht enthalten, herzusetzen. Er lautet:

Darum ihr Christen, wo ihr seid,
Kehrt wieder aus des Papstes Wüste
Zu unserm Hirten Jesu Christe.
Derselbig' ist ein guter Hirt,
Hat sein Lieb' mit dem Tod probirt,
Durch den wir alle sind erlost,
Der ist unser einiger Trost
Und unser' einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und Seligung
All'n, die glauben an seinen Namen.
Wer das begehrt, der spreche Amen.

Dieses Gedicht erregte gewaltiges Aufsehen, als es im Drucke erschien und erhielt so starke Nachfrage, daß die erste Druck=Auflage rasch vergriffen war, und eine

zweite, ja sogar eine dritte veranstaltet werden mußte. War doch darin, was die Herzen so mächtig bewegte und das ganze deutsche Volk in Gährung brachte, offen und ehrlich ausgesprochen, und das mit Worten und Ausdrücken, die Jedermann verstehen konnte, und die, weil man ihnen abfühlte, daß sie aus dem innersten Herzen kamen, auch zu Herzen gingen.

Aber so hohen Ruhm und so reiche Ehre Hans Sachs auf der einen Seite durch sein Gedicht einerntete, so bitterer Haß, so heftige Anfeindung wurde ihm dafür von der andern Seite zu Theil, und es war in jenen Tagen wohl kaum in ganz Nürnberg ein Name, der bei Freund und Feind so viel genannt wurde, als der des dichtenden Schusters. Allein Hans Sachs fragte weder nach Freund noch nach Feind, wo ihn sein eigen Gewissen trieb, den Mund aufzuthun für das, was er als die gute Sache erkannt hatte. Im Dienste dieser hielt er sich verpflichtet, die Gabe, die er empfangen hatte, treulich anzuwenden. Und diese Gabe bestand nicht bloß in der Kunst, die Gedanken, welche er hatte, in die gefällige Form von Gedichten zu bringen, sie bestand auch in der reichen Kenntniß der heiligen Schrift, deren tiefer, göttlicher Sinn sich seinem demüthig und beharrlich forschenden Geiste immer klarer und reicher aufschloß.

Seinen Feinden rief er zu: „Es thut euch leid, daß euch der Schuster das rothe Barett (wie es die päpstlichen Cardinäle trugen) geschmäht hat. Laßt euch's nicht wundern! Wenn im alten Gesetz Gott hat die Hirten sein Wort verkündigen lassen, also auch jetzt müssen euch Pharisäer die Schuster lehren; ja es werden euch noch die Steine in die Ohren schreien!"

Aber auch seinen Freunden, die mit ihm auf Seiten Luthers standen, wurde er ein treuer Mahner und Warner,

der ihnen, wo es noth that, die gute Wahrheit sagte und zu verhüten suchte, daß sie nicht durch einen ärgerlichen Lebenswandel, den sie führten, die Sache des Evangeliums bei ihren Widersachern verunehrten.

Das Dichten, oder was es ja doch eigentlich nur war, das Abzählen der Silben und das Suchen nach passenden, richtigen Reimen, scheint aber unserem eifrigen Schuster zuviel gute Zeit weggenommen zu haben, um damit sein volles Herz von den darin wogenden Gedanken zu entlasten. Denn er griff jetzt auch zu der ungebundenen Rede und ließ im Jahre 1524 sieben Gespräche im Drucke ausgehen, worin er das, was er zu sagen hatte, in Frage und Antwort, in Rede und Gegenrede faßte, die er erdichteten Personen in den Mund legte. Wir führen von einigen dieser Gespräche wenigstens die Titel an.

Das eine war eine „Disputation zwischen einem Chorherrn (d. i. einem Geistlichen) und Schuhmacher, worin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten würt," und worin der arme Chorherr dem schriftkundigen Schuhmacher gegenüber übel genug wegkommt als Einer, der die Bibel kaum kennt und sich von seinem Calfacter (Stubenheizer), der besser darin bewandert war, die Sprüche muß aufsuchen lassen, die ihm der Schuster zum Beweise entgegenhält.

Ein zweites dieser Gespräche führte den Titel: „Ayn gesprech von den Scheinwerken der Gaystlichen und jren gelübdten, damit sy zur verlesterung des Bluts Christi vermaynen selig zu werden. Hanns Sachß Schuster." Ein drittes war „eyn gesprech eines Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darinn der Ergerlich Wandel Etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezaigt und brüderlich gestrafft wird. 1524. Hanns Sachß."

Schon aus dem Titel dieses letztgenannten Gesprächs

und mehr noch aus seinem Inhalt geht hervor, daß unser Hans Sachs, so hoch er auch von Luther hielt, doch nicht in den Fehler verfallen ist, sich ganz an dessen Person und Namen zu hängen und auf dessen Worte, als seien sie das Evangelium selber, zu schwören, wie es doch Viele noch heutzutage thun, sondern daß er das Evangelium selber als die alleinige Glaubensregel ansah und schätzte. Er wußte zwischen „Lutherisch" und „Evangelisch" den rechten Unterschied zu machen und wo er Einen, der sich „Lutherisch" nannte einen unevangelischen Wandel führen sah, da hat er mit scharfem, derben Tadel nicht hinter dem Berge gehalten.

Aber auch diese überaus volksthümlichen Gespräche genügten Hans noch nicht. Sie geriethen ihm für das gemeine Volk, für das er hauptsächlich schreiben wollte, immer viel zu lang. Denn er wußte ja wohl, daß viel Lesen des gemeinen Mannes Sache nicht war, theils weil er keine besondere Uebung darin hatte, theils weil er über der Arbeit und den Sorgen des Lebens nicht die nöthige Zeit dazu fand. Und doch hätte der glaubensfrohe und glaubenseifrige Schuster so gerne gerade dem gemeinen Manne zu einer rechten Kenntniß des Evangeliums geholfen, welches ihm selber von Tag zu Tage fester in's Herz hineinwuchs und mehr seinen Segen erfahren ließ. Da sann er denn hin und her, wie zu helfen sei, und fand auch endlich das Rechte.

Er wandte sich nämlich an Diesen und Jenen unter den vielen Künstlern, die in Nürnberg wohnten, und natürlich vorzugsweise an solche, von welchen er wußte, daß auch sie der Sache des Evangelii günstig gesinnt seien, und bat sie, ihm Bilder zu machen zu irgend einem kurzen Gedichte, dessen Inhalt er ihnen angab oder schon schriftlich vorlegte. Bild und Lied ließ er dann drucken und das

Blatt, welches Beides enthielt, für einen oder zwei Kreuzer verkaufen. Der reiche Absatz, welchen diese Blätter fanden, die als richtige Flugblätter auch weit über die Mauern Nürnbergs hinausflogen, brachte den unternehmenden Schuster nicht nur wieder zu seinem aufgewandten Gelde, sondern half auch den löblichen Zweck erreichen, den derselbe im Auge gehabt hatte.

Daß ihm ein Künstler seine Bitte abschlagen werde, hatte Hans Sachs nicht leicht zu befürchten, da sein Name in allen Kreisen Nürnbergs bekannt war und mit hoher Achtung genannt wurde. Selbst der berühmte Maler Albrecht Dürer hat ihm das Bild zu einem der erwähnten Flugblätter gemacht, welches den Titel führt: „Ritter, Tod und Teufel." Hans Sachs aber hat darunter kein selbstverfertigtes Gedicht gesetzt, sondern das damals soeben erschienene Kampf- und Siegeslied Doktor Martin Luthers: „Ein' feste Burg ist unser Gott", damit dasselbe recht rasch unter dem Volke bekannt werde.

Solche Blätter hefteten die Bürger und Bauern an die Wände und Thüren ihrer Stuben, also daß sie sie beständig vor Augen hatten; und wer allenfalls nicht lesen konnte, wie das ja damals wohl bei Vielen der Fall gewesen ist, der konnte sich doch des Bildes über dem Drucke erfreuen, welches meistentheils auch ohne das zugefügte Gedicht verständlich war und verständlich machte, was es sollte.

Den glücklichen Gedanken, in dieser Art das gemeine Volk zu belehren, hat Hans Sachs hernachmals auch bei manchen seiner Schwänke, die er dichtete, zur Ausführung gebracht, da dieselben ja auch den Zweck hatten, durch den ernst gehaltenen Beschluß oder die Nutzanwendung, die ihnen jedesmal beigegeben wurden, zu belehren, zu warnen und zu bestrafen.

Einmal ist jedoch Hans Sachs mit derartigen Bildern beim Rathe der Stadt Nürnberg angelaufen.

Man hatte nämlich im Karthäuser-Kloster eine Anzahl ganz alter merkwürdiger Gemälde aufgefunden mit dazu geschriebener Erklärung des alten Abtes Joachim, worin der Untergang des Papstthums vorhergesagt und im Bilde dargestellt war. Kaum hatte der äußerst eifrige Prediger Osiander von diesen Bildern Kunde bekommen, als er auch beschloß, dieselben zu veröffentlichen. Wenn ein Prophet aus ihrer eigenen Mitte den Päpstlichen den Untergang prophezeite, so mußte dies, nach seiner Ansicht, bei dem Volke viel schwerer in's Gewicht fallen, als wenn zehn evangelische Prediger das Nämliche thäten. Er besann sich kurz, ließ die Bilder abzeichnen, und durch Holzschnitt vervielfältigen, setzte die ursprüngliche Erklärung des Abtes darunter und ging dann Hans Sachs an, zu jedem noch einige kurze Reime zu machen, durch welche die alten Prophezeiungen für die damalige Zeit noch näher erläutert und als in manchen Stücken bereits erfüllt hingestellt werden sollten. Er selbst schrieb, nachdem das Hans Sachs gethan hatte, eine Vorrede dazu und gab dann das Büchlein im Jahre 1525 durch den Buchdrucker Hans Guldenmund unter folgendem Titel heraus: „Ein wunderliche weissagung von dem Bapstumb, wie es yhm bis an das End der Welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Cartheuserkloster und ist seer alt. Ein vorred Andreas Osianders. Mit gutter, verstendtlicher auslegung durch gelerte Leut verklert, wilche Hanns Sachß yn Deudsche reymen gefasset und darzu gesetzt hat Im MDXXV Jare.“

Ein Exemplar dieses Büchleins, in dessen erster Ausgabe die Bilder auch mit Farben ausgemalt waren,

wurde von Osiander nach Wittenberg an Luther geschickt und muß diesem so wohl gefallen haben, daß er es sogleich abdrucken ließ, um es auch droben im Norden zu verbreiten.

Allein das Büchlein setzte ohne Zweifel bei den päpstlich Gesinnten in Nürnberg sehr böses Blut und erregte eine gewaltige Aufregung, welche der Rath der Stadt nicht unbeachtet lassen konnte. In Folge dessen erging denn an Hans Sachs ein Rathsbefehl des Inhalts: „er solle seines Handwerks uud Schuhmachens warten, sich auch enthalten, einig Büchlein oder Reimen hinfüro ausgehen zu lassen." Ja, wer weiß, ob ihm nicht noch eine harte Geldstrafe zudictirt worden wäre, wenn nicht sein Freund und Gönner, der Rathsschreiber Lazarus Spengler, tapfer für ihn in den Riß getreten wäre! Der Buchdrucker Hans Geldenmund wurde wenigstens damit sehr empfindlich gestraft, daß man ihm 600 noch vorräthige Exemplare des Büchleins gegen eine Entschädigung von nur 12 Gulden wegnahm und vernichtete.

Hans Sachs mochte aber hinten herum Kundschaft erlangt haben, daß der Befehl des Rathes nicht so böse gemeint sei, wie er lautete. Denn er fuhr unbeirrt fort, in allerlei Weise für die gute Sache des Evangeliums zu wirken, daß sie immer weitere Verbreitung fände.

Was er zu diesem Zwecke mit seinen fliegenden Blättern, seinen geistlichen Schauspielen, seinen Gesprächen und besonders mit seinen kernhaften geistlichen Liedern fertig gebracht hat, von welchen letzteren ja noch eins und das andere in den heutigen Gesangbüchern steht, ist gewiß nicht gering anzuschlagen. Wenn die lautere Lehre des Evangeliums sich wie im Fluge durch ganz Deutschland verbreitet und immer festeren Boden in den Herzen des Deutschen Volkes gefunden hat, so ist dies wohl,

soweit es überhaupt als Menschenwerk angesehen werden darf, zu einem guten Theil unserem Hans Sachs mit auf die Rechnung zu schreiben.

Mit welcher Bewunderung und Liebe derselbe den großen Reformator auf seinem Lebenswege begleitete und mit welchem Schmerze ihn dessen Tod erfüllte, läßt das Gedicht erkennen, welches er auf das letztere, schmerzliche Ereigniß gemacht hat, und welches den Titel führt: „Ein Denkmal oder Klagred über Doctor Martin Luthers Leich." — Dasselbe zeigt aber auch, daß Hans Sachs die Reformation nicht als ein Werk ansah, das mit Luther stehen und fallen müsse, sondern als ein Werk Gottes, das nicht vergehen könne. Denn nachdem er darin die Theologie, d. h. die Gottesgelehrsamkeit, wie sie durch Luther aus dem Schatze des Wortes Gottes erneuert und mit dem Schwerte des Geistes tapfer verfochten worden war, zuerst um ihren treuen Verfechter hat klagen lassen, ruft er derselben zu:

. . . . o fürcht' dich nicht,
Du Heilige, sei wohlgemuth!
Gott hält dich selbst in seiner Hut,
Der dir überflüssig gegeben
Viel' trefflich' Männer, so noch leben.
Die werden dich handhaben fein
Sammt der ganz' christlichen Gemein',
Der du bist worden klar bekannt
Schier durchaus in ganz deutschem Land.
Die all' werden dich nicht verlassen,
Dich rein behalten allermaßen
Ohn' Menschenlehr wie du jetzt bist,
Darwider hilft kein' G'walt noch List:
Dich sollen die Pforten der Höllen
Nicht überwältigen noch fällen.
Darum so laß dein Trauern sein
Daß Doctor Martinus allein
Als ein Ueberwinder und Sieger

Und recht apostolischer Krieger,
Der seinen Kampf hie hat vollbracht,
Gebrochen deiner Feinde Macht
Und jetzt aus aller Angst und Noth
Durch den mild barmherzigen Gott
Gefordert zu ewiger Ruh.
Da helf' uns Christus allen zu,
Da ewig' Freud' uns auferwachs
Nach dem Elend; das wünscht Hans Sachs.

XI.

Wir haben bisher schon so manchmal von dem außerordentlichen Fleiße erzählt, womit Hans Sachs die edle Dichtkunst betrieben habe, daß es wohl an der Zeit ist, auch einmal die Richtigkeit der Erzählung zu beweisen.

Und das ist uns nicht schwer gemacht. Denn der Dichter selbst hat am 1. Januar 1567, als ihn der Jahreswechsel zu einer ernsten Rückschau auf sein bisheriges Leben trieb und veranlaßte, eine kurze Geschichte seines Lebens in Reime zu bringen, auch seine Gedichte und Schriften gemustert, die er bis dahin verfaßt hatte und die hinterher auch keinen großen Zuwachs mehr erhalten haben.

Darnach hat er in 75 verschiedenen Meistertönen, von denen er 13 selbst erfunden hatte, im Ganzen 4275 Meistersänge gedichtet und damit 17 ganze Spruchbücher voll geschrieben, das 18. aber angefangen. In sauberen, zierlichen Zügen hat er dieselben niedergeschrieben, wie er selbst sagt, „die Singschul' damit zu zieren und erhalten." Keiner dieser Meistergesänge hat auch in der That den engen Kreis der Singschule, für den sie bestimmt

waren, überschritten und ist durch den Druck in die Oeffentlichkeit gebracht worden. Soviele Gedichte Hans Sachs auch drucken ließ, es ist kein einziger regelrechter, nach allen Gesetzen der Tabulatur aufgebauter Meistergesang darunter.

Ob die Welt dadurch viel verloren hat? Schwerlich. Denn wo man nur ängstlich die Sylben zählen und auf einen richtigen Reim bedacht sein mußte, um vor dem strengen Gerichte der Merker zu bestehen; wo man der Form des Gedichtes zu Liebe den Gedanken jeden freien Flug wehren und sie hier in die knappsten Worte zwingen mußte, die kaum ein volles Verständniß zuließen, dort aber sie recken und strecken und ziehen und dehnen zum langweiligen, leeren Wortschwalle: da kann ja von wirklichem dichterischen Werthe der mühsam zusammengeflickten Gedichte wohl kaum die Rede sein.

Hans Sachs muß dies auch wohl selber gefühlt und deßhalb keine seiner Meistergesänge zum Drucke gebracht haben. Denn er war mehr, als ein bloßer, schulgerechter Meistersinger, er war wirklich ein Dichter „von Gottes Gnaden", dem eine reiche dichterische Ader verliehen war, und der mit seinem reich angelegten und durch unablässigen Fleiß mit reichem Wissen genährten Geiste das Höchste wie das Niedrigste zu erfassen und in dichterischer Weise zu verwerthen im Stande war. D'rum ist auch sein Name nicht vergessen, wie der von tausend andern Meistersingern, sondern wird noch immer mit Ehren genannt, wo man die Dichter des deutschen Volkes aufzählt.

Aber wenn man auch von diesen mehr als 4000 Meistergesängen, die im Dunkel der Singschule verborgen blieben, ganz absieht, welch einen Fleiß beweist es bei einem Manne, der den ganzen Tag auf seinem Handwerke



arbeitete und dazu mannigfache Reisen unternahm, die ihm auch die stillen Arbeitsstunden des Feierabends raubten, daß er auch nur die Gedichte und Lieder fertig brachte, die wir gedruckt von ihm besitzen!

Er selber zählt bei jener vorhin erwähnten Neujahrs-Rückschau auf sein Leben und seine Schriften außer den bereits genannten Meistergesängen 208 Schauspiele geistlichen und weltlichen Inhalts, ernster und heiterer Art, und über 1700 geistliche Gespräche und Sprüche, Fabeln und Schwänke, sodaß sich also, die Meistergesänge mitgerechnet, die Summe aller seiner Gedichte auf 6048 belief. Aber er hat auch nach jenem Neujahrstage weiter gedichtet, und da er auch manche der kleineren Sprüche und Gedichte, die er als fliegende Blätter ausgehen ließ, nicht in seinen Büchern verzeichnet haben wird, so mag es wohl seine Richtigkeit haben, wenn sein Schüler und Lebensbeschreiber Adam Puschmann die Gesammtzahl seiner dichterischen Leistungen auf 6636 berechnet.

Und woher hat er den Stoff zu all diesen Leistungen genommen? Zum großen Theile allerdings unmittelbar aus dem Volksleben heraus. Und wer kannte dasselbe besser als er, der selbst ein Mann des Volkes war und durch seine langjährige, mit offenem Auge und hellem Blicke in allen Theilen Deutschlands geführte Wanderschaft das Volksleben durch und durch kennen gelernt und ihm seine Fehler und Laster sowohl wie seine Vorzüge und Tugenden sorgfältig abgelauscht hatte!

Zu einem andern Theile sind seine Gedichte seiner eigenen reichen und glühenden Einbildungskraft entsprungen, wie z. B. alle die Traumgebilde, die er uns vorführt, die Erscheinungen, die er gehabt haben will, die Thierfabeln, in welchen er so oft seine weisen Tugendlehren einkleidet und vor Allem die geistlichen Lieder,

in welche er sein eigenstes innerstes Herzensleben ausgeschüttet hat.

Wieder ein anderer Theil seiner Gedichte, Schauspiele und Erzählungen ist der Geschichte entnommen, entweder der allgemeinen Weltgeschichte oder der heiligen Geschichte in der Bibel.

Zu einem großen Theile aber hat er sich den Stoff zu seinen dichterischen Leistungen, oder doch wenigstens zu einzelnen Stellen in denselben aus seinen Büchern geholt, die er aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, aus alter und neuer Zeit, in großer Menge besaß, und deren Sammlung für ihn eine besondere, wenn auch vielleicht für einen einfachen Schuster etwas allzu kostspielige Liebhaberei war und vielleicht nicht selten dazu geholfen hat, daß in seinem Hause Schmalhans der Küchenmeister werden mußte.

Mit welcher Bewunderung muß uns aber gerade hier wieder sein wirklich bienenartiger Fleiß erfüllen, mit dem er, ohne sein Hauptbuch, die Bibel, darüber irgendwie zu vernachlässigen, in seinen Büchern studirt und daraus zusammengetragen hat, was ihm werth dünkte, zu Ehren Gottes und zu Nutzen seines deutschen Volkes ans Licht gezogen zu werden! Wie müssen wir staunen über seine Belesenheit, wenn wir auch nur die Namen derjenigen Schriftsteller und Bücher hören, die er in seinen gedruckten Gedichten ausdrücklich namhaft macht als Quellen, daraus er geschöpft habe.

Da sind ihm zunächst gar wohl bekannt die deutschen Dichter, welche vor ihm schon gedichtet, und die deutschen Volksbücher, deren Verfasser man gar nicht mit Namen kennt. Er ist wohl vertraut mit Sebastian Brants Narrenschiff, mit Meister Freidank und den berühmten Minnesängern allzumal; er kennt eine Menge von Chro-

niken, deren es ja so viele gab, darunter sogar Chroniken fremder Völker; er kennt die sogenannten gesta Romanorum, eine überaus wichtige Geschichtsquelle; er kennt die Werke der deutschen Gelehrten Reuchlin, Erasmus, Melanchthon, Agrikola und vorzüglich die Luthers. Auch die neueren Schriften der Italiener sind ihm bekannt, besonders die Werke des Petrarka und Boccaccio, die wohl damals schon in's Deutsche übersetzt gewesen sein müssen, da Hans Sachs wohl kaum auch der italienischen Sprache soweit mächtig war, um ein Buch in ihr lesen zu können, wie es ihm nach einer bereits angeführten Stelle in seinen Gedichten bei der französischen Sprache möglich war.

Aber seine Belesenheit geht noch viel weiter. Er kennt auch die Schriften der alten Kirchenväter, eines Eusebius, Ambrosius, Theodoret, Ruffin, Sozomenos: ja die Werke der alten heidnischen Dichter, Geschichtsschreiber, Redner und Weisen unter den Griechen und Römern sind ihm bekannt, und zwar nicht etwa blos dem Namen nach, sondern auch in Bezug auf ihren Inhalt, wie gelegentliche Anführungen aus denselben beweisen. Und hat er diese auch wohl nicht in der Ursprache lesen können, da ihm die in seiner Jugend gelernten alten Sprachen bald wieder vergessen waren, wie er selbst gesteht, so hat er sie doch aus Uebersetzungen gekannt.

Ja, wer sollte nicht staunen, wenn er hört, wie er sogar das Religionsbuch der Mohamedaner, den Koran, kannte und dessen „grobe, unverschämte Lügen“ in einem seiner Gedichte bekämpft!

Darf man es ihm da wohl unbesehen abnehmen, wenn er von sich redet

Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann?

Muß nicht das Beiwort „ungelehrt,“ das er sich da gibt,

als Ausfluß einer übertriebenen Bescheidenheit angesehen werden, wenn es ja auch mit der Unkentniß des Lateinischen und Griechischen seine volle Richtigkeit gehabt haben mag? Muß nicht vielmehr Hans Sachs dastehen als Einer, der sich zeitlebens in hohem Maße den wissenschaftlichen Sinn bewahrt hat, zu welchem wohl das Vielerlei den Grund gelegt hatte, welches er während seiner Knabenzeit in der Lateinschule lernen mußte und welches ihn wenigstens einsehen lehrte, wie groß und weit, ja wie unendlich das Gebiet des Wissens sei, das ein „sinnreich Ingenium," wie er es besaß, durchwandern könne?

Sehen wir uns nun etwas näher an, was dieser „ungelehrte Mann" aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung und seines Wissens in seinen hinterlassenen Schriften als ein guter Hausvater hervorgetragen hat, so entnehmen wir das wohl am Besten aus der Eintheilung, die er selbst unter seinen Schriften gemacht hat. Er unterscheidet darunter fünf Arten, nämlich 1. Geistliche Gespräche und Sprüche; 2. Weltliche Historie und Geschichte; 3. Von Tugend und Laster; 4. Mancherlei ungleicher Art und Materie; 5. Fabeln und gute Schwänke.

Es würde nun freilich für den Zweck unseres Büchleins viel zu weit führen, wollten wir auf alle diese verschiedenen Arten von Gedichten im einzelnen näher eingehen. Viele derselben sind ja bereits erwähnt und zum Theil wenigstens in einzelnen Stellen dem Leser vorgeführt worden, wie die „Kampfgespräche", die kurzen Sprüche unter den vorgedruckten Bildern, sowie die geistlichen Lieder, wenn auch letztere nur so vorübergehend, daß wir noch einmal werden darauf zurückkommen müssen.

Wir beschränken uns darauf, diese geistlichen Lieder, sowie die Schauspiele und Schwänke, die Hans Sachs ge-

dichtet hat, etwas näher anzusehen, weil sie wohl diejenigen seiner Werke sind, die den bleibendsten dichterischen Werth besitzen und mehr als alles Andere seinen Dichterruhm begründet haben.

Was zunächst die geistlichen Lieder angeht, so waren diese keineswegs die ersten ihrer Art, die in deutscher Sprache gedichtet waren. Denn schon im achten Jahrhundert traten an die Seite der lateinischen Lieder und Lobgesänge, die in der ersten christlichen Kirche des Abendlandes allein gesungen wurden, auch deutsche, die nicht nur beim Gottesdienste, sondern auch bei Prozessionen und bei der häuslichen Andacht gebraucht wurden. Ja, die Geistlichkeit ließ es sich besonders angelegen sein, solche Lieder in der Muttersprache auf die Bahn zu bringen, um dadurch die rohen, unfläthigen Volkslieder, die sogenannten „Gassenhauer" mehr und mehr zu verdrängen. Um die Einführung dieser Lieder unter dem Volke zu erleichtern, schloß man sich in Versmaß und Melodie vielfach den gangbarsten Gassenhauern an, indem man den Versen einen frommen, christlichen Inhalt gab, die Melodie aber nur insoweit veränderte, als es die Natur des ernsten, getragenen Kirchengesanges erforderte.

Als deßhalb Luther auftrat und für die Gemeinde, welche sich bisher beim Gottesdienst nur zuhörend und leidend zu verhalten gehabt hatte, eine thätige Mitbetheiligung zu schaffen suchte, wie sie doch dem Namen „Gottes d i e n st" allein entsprach, fand er wohl schon geistliche Lieder vor, aber nur sehr wenige, die er unverändert gebrauchen konnte, weil der Inhalt der meisten mit der von ihm verkündigten Lehre des reinen Evangeliums nicht übereinstimmte. So mußte er denn selbst Hand an's Werk legen, und wie es ihm die Gnade Gottes mit seiner Uebesetzung der Bibel trefflich hatte gelingen lassen,

so ließ sie es ihm auch in seinen Kirchenliedern gelingen. Dieselben gehören noch heute zu dem Besten, Kernigsten und Tiefsten, was wir auf dem Gebiete des Kirchengesangs überhaupt besitzen.

Sollte da nicht auch Hans Sachs, dieser begeisterte Verehrer Luthers, sich getrieben gefühlt haben, dem Vorbilde des Verehrten nachzufolgen und die Gabe, die ihm sein Gott „mildiglich herabgesandt" hatte, auch in den Dienst des Heiligen zu stellen? Allerdings mag es am Ende nicht gerade seine Absicht gewesen sein, auch seinerseits Lieder für den Kirchengesang der Gemeinde zu dichten, sondern seine geistlichen Lieder mögen wohl ursprünglich nur für den Chorgesang bestimmt gewesen sein, den, wie wir erzählt haben, die Meistersinger bei den öffentlichen, feierlichen Singschulen anstimmten, ehe das Hauptsingen begann. Ebensowohl mag häusliches Kreuz und Ungemach manches seiner Trost- und Glaubenslieder hervorgerufen haben. Allein nichts desto weniger sind etliche derselben wegen des frommen, ächt evangelischen Geistes, den sie athmen, wegen ihrer edlen Volksthümlichkeit und ihres herzergreifenden Inhaltes in den Kirchengebrauch übergegangen Wir nennen als ein solches z. B. das bekannte Trostlied, von dem schon einmal in Cap. IX. die Rede gewesen ist, und von dem wir die schönsten Verse hier wollen folgen lassen.

Warum betrübst du dich, mein Herz,
Bekümmerst dich und trägest Schmerz
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau du deinem Herrn und Gott,
Der alle Ding' erschaffen hat.

Er kann und will dich lassen nicht,
Er weiß gar wohl, was dir gebricht;
Himmel und Erd' ist sein.
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beisteht in aller Noth!

Weil du mein Gott und Vater bist,
Dein Kind wirst du verlassen nicht,
Du väterliches Herz;
Ich bin ein armer Erdenkloß,
Auf Erden weiß ich keinen Trost.

Der Reich' verläßt sich auf sein Gut,
Ich aber will vertrau'n mein'm Gott;
Ob ich gleich werd veracht't,
So weiß und glaub' ich festiglich:
Wer Gott vertraut, dem mangelt nichts.

Ach Gott, du bist noch heut so reich,
Als du gewesen ewiglich;
Mein Vertrau'n steht ganz zu dir.
Mach' mich an meiner Seele reich,
Hab' ich g'nug hier und ewiglich.

All's, was ist auf dieser Welt,
Es sei Silber, Gold oder Geld,
Reichthum und zeitlich' Gut,
Das währt nur eine kurze Zeit
Und hilft doch nicht zur Seligkeit.

Ich dank' dir, Christe, Gottes Sohn,
Daß du mich's hast erkennen lon (lassen)
Durch dein göttliches Wort!
Verleih' mir auch Beständigkeit
Zu meiner Seele Seligkeit.

Lob, Ehr' und Preis sei dir gesagt,
Für alle dein' erzeigt' Wohlthat!
Ich bitt' demüthiglich:
Laß mich nicht von dein'm Angesicht
Verstoßen werden ewiglich!

Diese Verse mögen zugleich als Beweis dienen, wie Hans Sachs da, wo es ihm vornehmlich auf den Inhalt ankam, lange nicht so ängstlich wegen der Form und wegen des Reims gewesen ist, wie er es bei den schulgerechten Meistergesängen sein mußte, wie er also die Fesseln der Tabulatur allmählich abstreifen gelernt hat und zu größerer Freiheit in der Behandlung des Verses hindurchgedrungen ist.

Auch durchaus weltliche Lieder hat Hans Sachs in geistliche umgedichtet.

Sehen wir nun zum Andern die Schauspiele an, die Hans Sachs gedichtet hat, so finden wir darunter vor allem geistliche, deren Stoff aus der Bibel entnommen ist und für die er schon aus älterer Zeit mancherlei Vorbilder vorfand in den Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions- und Osterspielen, welche von der Geistlichkeit veranstaltet wurden, und als deren Fortsetzung wir die noch heute in Oberammergau stattfindenden geistlichen Schauspiele ansehen dürfen.

Daneben aber hat er auch Schauspiele weltlichen Inhalts gedichtet, deren Stoffe er theils den alten Griechen und Römern entnahm, theils den alten deutschen Volksbüchern, theils der Geschichte, oder für die er auch bei italienischen und französischen Meistern Anleihen machte.

Allerdings sind diese Schauspiele noch weit entfernt davon, auch nur im Entferntesten den Ansprüchen zu genügen, welche heutigen Tages an ein gutes Schauspiel gemacht werden. Sie beachten weder das Grundgesetz, daß eine Einheit des Ortes und der Zeit festgehalten werde, noch ist darin Bedacht genommen, eine künstliche Verwickelung der Handlung herbeizuführen und dann diese Verwickelung wieder in befriedigender Weise zu lösen, oder, wie der Kunstausdruck dafür lautet: einen Knoten zu schürzen und wieder zu lösen. Auch kommen darin die sonderbarsten Zeitverwechselungen vor, wenn auch nicht gerade solche, wie jene allbekannte, nach welcher die Mauern Troja's von den Griechen mit Kanonen beschossen werden. Aber trotz alledem hat ein überaus urtheilsfähiger Gelehrter den Schauspielen des Nürnberger Schusters die hohe Bedeutung zugeschrieben, daß sie diese

ganze Dichtungsart aus dem Mittelalter in die neue Zeit herübergerettet hätten.

Am meisten in seinem Elemente ist Hans Sachs in seinen sogenannten „Fastnachtsspielen“, kurzen, meistens nur aus einem Akte bestehenden, von zwei oder höchstens drei Personen gespielten Lustspielen, welche zur Fastnachtszeit aufgeführt wurden. Dafür konnte er seine Stoffe unmittelbar aus dem Volksleben schöpfen und brauchte bei Behandlung derselben seinem scharfen Witze keinen Zwang anzuthun. Er konnte vielmehr ungescheut die Geißel des Spottes über die Thorheiten seiner Zeit schwingen, weil es allgemeine Regel und unverbrüchliche Ordnung war, daß auf Fastnacht nichts übel genommen werden durfte.

Und wie hat er darin die Thorheiten gegeißelt und ohne Ansehen der Person nach unten wie nach oben hin seine scharfen Hiebe gethan! Wie hat er darin besonders die Untugenden der Männer und der Frauen und die verschiedenen Uebelstände der Ehen mitgenommen, was um so eher geschehen konnte, da diese Spiele von Vermummten, die in den Häusern umherzogen, innerhalb der vier Wände aufgeführt wurden!

Was er mit diesen Fastnachtsspielen beabsichtigte, hat er deutlich und schön in einer Fabel vom Igel und der Natter ausgesprochen. Da läßt er die Natter den Igel fragen:

Wer bist, der hinten und vorn
Umgeben ist mit scharfem Dorn?

Der Igel antwortet:

Wiss', ich bin ein getreuer Freund,
Mit wahrer Lieb gänzlich verzäunt.

Als nun die Natter höhnisch fragt, was ein treuer Freund sei, erhält sie vom Igel die Antwort, ein treuer

Freund sei ein Mann, der zwar mit dem Freunde eine einige Seel' und gleichen Willen hat,

Aber mit scharfem Dorn ihn sticht,
Wo und wann er Laster an ihm sicht (sieht),
Jedoch aus rechter grundtreuer Lieb',
Daß sein Freund werd' des Lasters quitt.

Ein solch treuer Freund wollte auch Hans Sachs mit seinen Fastnachtspielen seinem deutschen Volke werden. Deshalb hat er denn auch bei seinen lustigsten Fastnachtspielen doch zum Beschlusse immer eine ernste Lehre, die er den Zuhörern ans Herz legt.

So z. B. in dem bekannten Fastnachtspiele vom „Narrenschneider", worin ein fahrender Wunderdoctor sich aufspielt und einem Kranken vorredet, seine ganze Krankheit bestehe darin, daß er eine ganze Portion Narren in sich stecken habe, die ihm, wenn er gesund werden wolle, sammt und sonders müßten aus dem Leibe herausgeschnitten werden. Als sich nun der Kranke zu dieser Operation entschlossen hat, läßt ihm der Wunderdoctor von seinem Knechte den Kopf zurückbinden, daß er nicht sehen kann, was mit ihm vorgeht, macht ihm einen leichten Schnitt in den Bauch und holt nun angeblich mit der Zange nach einander den Hoffahrts-Narren, den Geiz-Narren, den Neid-Narren, den Unkeuschheits-Narren, den Zorn-Narren heraus, bis er dann zum Schlusse, um die Heilung ganz zu vollenden, auch noch das ganze Narren-Nest herausnimmt, in welchem noch eine ganze Anzahl unausgewachsener Narren wimmelt, und dasselbe von seinem Knechte in die Pegnitz tragen läßt, worauf sich der Kranke völlig gesund fühlt. Hier läßt nun Hans Sachs den Wunderdoctor zum Beschlusse sprechen:

Ihr Herrn, weil ihr jetzt habt vernommen,
Viel Narren von dem Kranken kommen,
Die bei ihm wuchsen vor viel Jahr'n,

Vor solcher Krankheit zu bewahr'n,
Las ich zuletzt ein gut Rezept:
Ein Jeglicher, dieweil er lebt,
Laß seine Vernunft Meister sein,
Und halt sich selbst im Zaum allein;
Und thu' sich fleißiglich umschauen
Bei Reich und Arm, bei Mann und Frauen,
Und wenn ein Ding übel ansteh',
Daß er desselben müßig geh',
Richt' die Gedanken, Wort und That
Nach weiser Leute Lehr' und Rath;
Zu Pfand setz' ich ihm Treu' und Ehr',
Daß alsdann bei ihm nimmermehr
Gemeld'ter Narren keiner wachs;
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs.

Wer wollte es da dem gut evangelischen Manne verargen, daß er auch das einmal im Schwange gehende römische Fastnachtwesen benutzt hat, seinen Mitbürgern und Zeitgenossen Wahrheiten zu sagen, die er so derb und scharf zu sagen, zu keiner anderen Zeit und bei keiner anderen Gelegenheit hätte ohne Weiteres wagen dürfen?

Was er aber mit seinen Fastnachtspielen beabsichtigte, das lag auch als Zweck seinen „Schwänken" zu Grunde, von denen wir noch ein wenig reden müssen, da sie mit zu dem Besten gehören, was er gedichtet hat.

Denn diese sind auch keineswegs Ausflüsse einer lustigen Laune, sondern sind in der guten Absicht gedichtet, zu verspotten, was des Spottes werth ist, und durch den Spott zu belehren und zu warnen, wo ein durchaus ernstes Wort vielleicht keine gute Stätte gefunden hätte. Auch bei ihnen wird diese heilsame Absicht gewöhnlich im Beschlusse kund gegeben. Und wie hat der wackere Schuster mit diesen Schwänken losgehämmert auf die Verkehrtheiten, Unsitten und Laster der Menschen, wo er sie fand, in allen Ständen!

Mehr allgemeiner Art ist der ziemlich bekannte Schwank: „St. Peter mit der Gais", worin der Weisheitsdünkel verspottet wird, der selbst Alles am Besten machen zu können meint und deßhalb über Alles räsonnirt und schimpft, nichts verschonend, weder die irdische Obrigkeit, noch sogar Gott den Herrn selbst, den sie sich ebenfalls zu meistern unterfängt. Da muß denn der heilige Petrus selber herhalten und sich's gefallen lassen, als Einer hingestellt zu werden, der es besser verstehen will, die Welt zu regieren und in Ordnung zu halten, als Gott der Herr. Er wird deshalb von dem Herrn auf die Erde herabgesandt, einer armen Frau ihre Gais zu hüten, welche sie, als sie in den Tagelohn ging, auf die Weide hinausgejagt und vertrauensvoll der Hut Gottes befohlen hatte. Aber die muthwillige Gais macht dem armen Petrus so viel zu schaffen, und nöthigt ihn, ihr in der Sonnenhitze nachzulaufen über Berg und Thal, daß er am Abende todmüde zum Herrn zurückkehrt und seinen Wahn, die Welt besser regieren zu können als dieser, völlig verlernt hat, da es ihm doch kaum möglich gewesen sei, nur die Gais der armen Frau zu regieren.

Wie geht es nun aber in den Schwänken los über alle Stände von oben bis unten!

Da bekommen die Großen ihr Theil wegen der Bedrückung und Schinderei des armen Volkes in dem Schwanke von den Hasen, die den grausamen, mordgierigen Jäger fangen und am Spieße braten.

Da wird der hohe Adel verspottet wegen seines Raubwesens, das er trieb und als sein gutes Recht ansah, in dem Schwanke von „dem frommen Adel," den ein vorgedrucktes Bild ziert und in dem erzählt wird, wie einmal adelige Herrn und Ritter einen zum Tode verurtheilten Verbrecher bei dem Rathe der Stadt los=

bitten wollten, weil er noch so jung und „so guter, höflicher Gestalt“ war, wie sie dann aber, als sie vernahmen, daß derselbe Straßenraub getrieben habe, ihre Bitte zurückziehen, sintemal der Verbrecher als ein Bauernknecht gewagt habe, etwas zu thun, was doch nur dem frommen Adel mit Ehren zustehe. Zum Schlusse des Schwanks preist dann Hans Sachs die Kaufleute in spöttischer Weise glücklich, daß sie vor Räubern so sicher alle Straßen ziehen könnten.

Wer jetzund durch den Spessart züg'
Und Geld auf seinem Haupte trüg',
Man nähm ihm nicht ein'n Birenstiel (Birnenstiel)
Darauf verlaß sich, wer da will;
Doch hüt er sich des Ungemachs
Auf allen Straßen, räth Hans Sachs.

Da läßt Hans Sachs weiter den Erzschalksnarren der deutschen Volkssage, Till Eulenspiegel, in einem anderen Schwanke als Brillenmacher auftreten, der einem Bischof seine Noth klagt, wie heutzutage sein Geschäft so gar schlecht gehe, weil die Geistlichen und Mönche ihre Litaneien und Gebete alle auswendig wüßten und nicht mehr in der Heiligen Schrift läsen, und weil die Fürsten und Obrigkeiten, die doch scharfe Brillen so nöthig hätten, um überall nach dem Rechten zu sehen, viel lieber anstatt durch scharfe Brillen durch die Finger sähen, wo Adel und Amtsleute das arme Volk drückten.

Besonders schlecht muß Hans Sachs auf die Juristen, die Rechtsgelehrten, zu sprechen gewesen sein. Hatte er ihnen schon in einem seiner Lustspiele nachgesagt, daß sie gerne zween Breie in Einer Pfanne kochten und das Recht in die Länge zögen, weil ihnen dadurch die Küche gefüllt würde, und dann erst den streitenden Parteien zum Vergleiche riethen, wenn sie beide völlig ausgezogen hätten, sodaß nichts mehr bei ihnen zu holen

wäre, so geißelt er sie nachher auch noch in einem besonderen Schwanke folgenden Inhaltes. Ein Müller schickte seinen Sohn nach Ingolstadt, um dort die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. Nach drei Jahren, die den Müller ein schweres Stück Geld gekostet hatten, kam der Sohn wieder heim und brachte ein einziges Buch mit, das sogenannte corpus juris. Auf die Frage des Vaters, warum das Buch mit zweierlei Schrift gedruckt sei, erwiderte der Sohn, das groß Gedruckte, sei das wahre Recht, wie es von den Kaisern festgesetzt worden, das klein Gedruckte aber seien die Erklärungen der Gelehrten dazu, die sich aber vielfach widersprächen. Da nahm der Müller, als der gelehrte Sohn einmal nicht zu Hause war, eine Axt und hieb damit sorgfältig die Ränder des Buches, auf denen das klein Gedruckte stand, hinweg, damit sein Sohn nicht die Lüge lerne, sondern die Wahrheit.

Wie Hans Sachs die herumlungernden Landsknechte, diese Landplage seiner Zeit, mitgenommen und sie für den Himmel, wie für die Hölle unmöglich erklärt hat, haben wir schon früher gehört.

Mit besonderer Vorliebe wendet er sich in seinen Schwänken dem armen Bauernvolke zu, dessen Unwissenheit, Aberglauben, Leichtgläubigkeit und Verkehrtheit er ja so gut aus eigener, lebendiger Erfahrung kannte. Es jammerte ihn von Herzen des armen Volkes und er suchte ihnen deshalb in seinen Schwänken zu heilsamer Warnung einen Spiegel vorzuhalten. Man kann nicht gerade sagen, daß er sie dabei mit zarten Handschuhen anfaßte; er hat sich vielmehr offenbar an das bekannte Sprüchlein gehalten: „Auf einen groben Klotz gehört auch ein grober Keil.“ Schon die Namen, die er seinen Bauern beilegt, klingen keineswegs fein, wenn sie auch

sehr bezeichnend sind wie „Heinz, Flegel, Herrmann Hirnlos, Ula Mistfink" 2c.

Da hat er denn die Albernheit der Bauern ins Licht gestellt durch jenen Schwank von dem Bauern zu Poppenreut, der sein Kalb in den Brunnen hatte fallen lassen und nun in seiner Herzensangst darüber, wie es ihm ergehen würde, wenn seine böse Frau nach Hause käme, auf den überaus sinnreichen Einfall kam, sieben alte Kuhkäse, in welchen schon Würmer waren, in ein Nest zu legen und sich selber über dasselbe zu hocken, um, wie die Hühner aus ihren Eiern Küchlein, so aus den Käsemaden Kälber auszubrüten.

Weiter hat er die Leichtgläubigkeit der Bauern gegeißelt in dem Schwanke von dem Pferdedieb, den die Gemeinde von Fünsing ruhig laufen ließ auf sein Versprechen hin, er wolle sich in vier Wochen wieder stellen, um sich henken zu lassen, weil dann die Ernte eingethan wäre und von den Zuschauern bei der Hinrichtung die schönen Fruchtfelder nicht mehr zertreten werden könnten.

Vor allem hat er aber die Bauern von ihrem Aberglauben zu kuriren gesucht, der sie zur Beute jedes fahrenden Betrügers werden ließ. So z. B. in dem Schwank von dem einfältigen Müller, der sich von einer Bande von 13 Spitzbuben einreden ließ, sie seien die zwölf Apostel mit dem Herrn, und ihnen, nachdem sie vor seinen Augen ein scheinbares, vorher klüglich vorbereitetes Wunder verrichtet hatten, nun all sein Geld hingab, damit es sich durch den Segen, den sie darüber sprechen wollten, verdreifache, worauf denn die Spitzbuben mit dem Gelde lachend und spottend davon liefen.

Auch die thörichte Sucht der Bauern, es in der Kleidung den höheren Ständen gleichzuthun, die also sehr alten Datums ist und nicht erst von gestern, hat er in

dem Schwanke von „dem Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel“ gebührend an den Pranger gestellt.

Doch nun genug. Denn es ist ja nun wohl offenbar geworden, wie sich Hans Sachs so ziemlich in allen Gattungen von Gedichten versucht hat, um seinem lieben deutschen Volke ein getreuer Mahner und Lehrer zu werden, und wie er sich redlich bemüht hat, soviel an ihm war, die trostlosen Zustände seiner Zeit nach allen Seiten hin zu bessern. Wie lieb und achtungswerth muß uns der treue Mann werden, wenn wir jetzt ihn selbst versichern hören:

Was ich seither je hab' gedicht't,
Ist all mein Herz darauf gericht't,
Daß Tugend wieder grün und wachs;
Das wünscht von Nürnberg Hans Sachs!

XII.

Von seinen Werken kehren wir nun wieder zu der Person unseres Helden um und begleiten dieselbe in diesem letzten Kapitel unseres Büchleins bis an ihr Lebensende.

Wie sein häusliches Leben sich gestaltete; wie er damit auch durch sehr schwere Zeiten hindurchmußte, in denen nicht nur durch Theuerung Nahrungssorgen bei ihm einkehrten, sondern auch der viel herbere Schmerz, seine lieben Kinder alle ins Grab legen zu müssen; wie er aber durch das Kreuz sich nicht niederdrücken ließ, sondern dasselbe als eine Arznei für seinen inwendigen Menschen voll Ergebung hinnahm und mit christlicher Geduld trug: das Alles ist schon im neunten Kapitel erzählt worden.

Der bitterste Schmerz seines Lebens traf ihn aber erst im Jahre 1560, als sich seine treue Gattin Kunigunde

mußte, die Erwählte möglichst bald in sein vereinsamte
Haus heimzuführen, er hat doch fein nach Zucht un
Ordnung den Ablauf des herkömmlichen Trauerjahre
abgewartet, und auch noch ein wenig länger zuge
sehen. Am 12. August 1561 hielt er Hochzeit und ge
wann in der neuen Gattin eine treue, sorgsame Pflegerin
der die hohe Achtung vor dem ehrwürdigen, hochange
sehenen Gatten das übernommene Pflegeramt wohl nich
schwer hatte werden lassen.

Hatte Hans Sachs bereits im Jahre 1559 geklagt
daß ihm die Arbeit jetzt nicht mehr so von Statten gehe
wolle, wie früher, und daß er, wenn ihm Gottes mild
Hand nicht reichlich seine Nahrung bescheert hätte, jetz
am Ende noch betteln gehen müßte, so sind ihm jetzt
wo er die junge Frau hatte, solche Gedanken sicherlic
vergangen, und er hat es nicht geachtet, daß er bei de
Arbeit leichter müde wurde, als sonst und geneigt wa
eher Feierabend zu machen, wie ehemals, sondern ha
wieder frisch drauflos gehämmert und genäht, soviel e
seine Kraft erlaubte.

Auch in seiner dichterischen Thätigkeit erlahmte e
noch nicht. Viel Neues hat er zwar in den beiden Jahre
seines Ehewechsels nicht geschaffen, wie es auch leicht er
klärlich ist. Nur 15 Gedichte im Ganzen tragen di
Jahreszahlen 1560 und 61. Aber wie er schon im Jahr
1558 von seinen Gedichten, deren viele noch ungedruck
waren, viele nur als fliegende Blätter ihre Reise in di
Welt gemacht hatten, einen ersten mächtigen Band ge
sammelt hatte, der bei dem Buchhändler Georg Wille
zu Augsburg erschien, so sammelte und veröffentlichte e
während seines Wittwenjahres 1560 einen zweiten Ban
bei demselben Verleger. Die Vorrede, welche er am 9
Februar dazu schrieb, ist für seine eigene Ansicht üb

dem Schwanke von „dem Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel“ gebührend an den Pranger gestellt.

Doch nun genug. Denn es ist ja nun wohl offenbar geworden, wie sich Hans Sachs so ziemlich in allen Gattungen von Gedichten versucht hat, um seinem lieben deutschen Volke ein getreuer Mahner und Lehrer zu werden, und wie er sich redlich bemüht hat, soviel an ihm war, die trostlosen Zustände seiner Zeit nach allen Seiten hin zu bessern. Wie lieb und achtungswerth muß uns der treue Mann werden, wenn wir jetzt ihn selbst versichern hören:

Was ich seither je hab' gedicht't,
Ist all mein Herz darauf gericht't,
Daß Tugend wieder grün und wachs;
Das wünscht von Nürnberg Hans Sachs!

XII.

Von seinen Werken kehren wir nun wieder zu der Person unseres Helden um und begleiten dieselbe in diesem letzten Kapitel unseres Büchleins bis an ihr Lebensende.

Wie sein häusliches Leben sich gestaltete; wie er damit auch durch sehr schwere Zeiten hindurchmußte, in denen nicht nur durch Theuerung Nahrungssorgen bei ihm einkehrten, sondern auch der viel herbere Schmerz, seine lieben Kinder alle ins Grab legen zu müssen; wie er aber durch das Kreuz sich nicht niederdrücken ließ, sondern dasselbe als eine Arznei für seinen inwendigen Menschen voll Ergebung hinnahm und mit christlicher Geduld trug: das Alles ist schon im neunten Kapitel erzählt worden.

Der bitterste Schmerz seines Lebens traf ihn aber erst im Jahre 1560, als sich seine treue Gattin Kunigunde

mußte, die Erwählte möglichst bald in sein vereinsamte[s] Haus heimzuführen, er hat doch fein nach Zucht un[d] Ordnung den Ablauf des herkömmlichen Trauerjahre[s] abgewartet, und auch noch ein wenig länger zuge[-]sehen. Am 12. August 1561 hielt er Hochzeit und ge[-]wann in der neuen Gattin eine treue, sorgsame Pflegerin der die hohe Achtung vor dem ehrwürdigen, hochange[-]sehenen Gatten das übernommene Pflegeramt wohl nich[t] schwer hatte werden lassen.

Hatte Hans Sachs bereits im Jahre 1559 geklagt daß ihm die Arbeit jetzt nicht mehr so von Statten gehen wolle, wie früher, und daß er, wenn ihm Gottes mild[e] Hand nicht reichlich seine Nahrung bescheert hätte, jet[zt] am Ende noch betteln gehen müßte, so sind ihm jetzt wo er die junge Frau hatte, solche Gedanken sicherlic[h] vergangen, und er hat es nicht geachtet, daß er bei de[r] Arbeit leichter müde wurde, als sonst und geneigt war eher Feierabend zu machen, wie ehemals, sondern ha[t] wieder frisch drauflos gehämmert und genäht, soviel e[s] seine Kraft erlaubte.

Auch in seiner dichterischen Thätigkeit erlahmte e[r] noch nicht. Viel Neues hat er zwar in den beiden Jahre[n] seines Ehewechsels nicht geschaffen, wie es auch leicht er[-]klärlich ist. Nur 15 Gedichte im Ganzen tragen di[e] Jahreszahlen 1560 und 61. Aber wie er schon im Jahr[e] 1558 von seinen Gedichten, deren viele noch ungedruck[t] waren, viele nur als fliegende Blätter ihre Reise in di[e] Welt gemacht hatten, einen ersten mächtigen Band ge[-]sammelt hatte, der bei dem Buchhändler Georg Wille[r] zu Augsburg erschien, so sammelte und veröffentlichte e[r] während seines Wittwenjahres 1560 einen zweiten Ban[d] bei demselben Verleger. Die Vorrede, welche er am 9 Februar dazu schrieb, ist für seine eigene Ansicht üb[er]

eine Gedichte zu bezeichnend, als daß wir uns enthalten könnten, sie hierher zu setzen. Er schreibt da:

„Gutherziger, freundlicher Leser! Du wolltest dies ander Buch meiner Gedichte annehmen für ein gemeines öffentliches Lustgärtlein, so an offener Straßen steht für den gemeinen Mann, darin man nicht allein findet etliche süß fruchttragende Bäumlein zur Speis der Gesunden, sondern Würz' und Kraut, so reß (scharf) und bitter sind, zu Artzney, die kranken Gemüther zu purgiren (reinigen) und die böse Feuchtigkeit der Laster auszutreiben. Dergleich findet man darin wohlriechende Feyel (Veilchen), Rosen und Lilien, aus denen man kräftige Wasser, Oel und Säft destilliren und bereiten mag, die abkräftigen und schwachen Gemüther, so bekümmert und abkräftig sind, zu stärken und wieder aufzurichten; auch endlich mancherlei schlechte (schlichte) Gewächs und Feldblümlein, als Klee, Distel und Kornblümlein, doch mit schönen lieblichen Farben, die schwermüthigen, melancholischen Gemüther fröhlich und leichtsinnig (leichten Herzens) zu machen."

Nach dem Schlußgedichte in diesem zweiten Bande zu schließen, muß aber jetzt wohl dem Dichter der Gedanke gekommen sein, es sei genug mit dem Dichten und Veröffentlichen. Er gesteht es offen, daß ihm der „goldene Liederquell" nicht mehr so fröhlich fließen wolle wie vordem, sondern oft nur „mit Verdrießen, nicht mehr mit so herzlicher Lust und begierlichem Thust (Tosen, Macht), daß seine Gedichte nicht wie vor mit so hellen, scharfen Sinnen in ihm aufquöllen, sondern langsam und träg." Er mag deshalb wohl den Rath der „spindeldürren Frau Ratio (Vernunft) nicht ganz in den Wind geschlagen haben, die ihm heimlich zuflüsterte:

Mit deinem Phantasiren,
Dichten und Spekuliren
Da schwächst du dein' Vernunft
Und wirst noch in Zukunft
Täppisch und kindisch werden
Mit Wort, Werk und Geberden.

Indessen hat er der Frau Ratio kein langes Geh
gegeben, und ist noch viel weniger ihrem Rathe wirkl
gefolgt. Denn, sagt er,

Ich hab' im Gemüth inwendig
Täglich etwas lebendig,
Das mir heimlich zuspricht,
Vermahnt zu dem Gedicht
Ohn' Ruh zu aller Frist
Weiß doch nicht was das ist,
Das in mir also schreit.

Daß dieses unbekannte Etwas, was ihn zum Dicht
trieb, nicht die Ruhmbegierde sei und das Streben na
einem äußerlichen Namen, wie ihm Frau Ratio jetzt ei
reden will, wußte der demüthige Mann zu gut, und se
Gewissen hat da gewiß nicht in die Rede der Frau Rat
eingestimmt.

Deshalb fuhr er auch unbeirrt fort und gab i
August 1561, also kurz nach seiner Wiederverheirathu
den dritten Band seiner Gedichte heraus. Aber au
neue hat er gedichtet, und zwar bei viertehalbhunde
die im vierten und fünften Bande seiner Werke s
finden, aber erst nach seinem Tode bei einem Nürnberg
Buchhändler, Joachim Lochner, in den Jahren 1578 u
79 herausgekommen sind. Die meisten derselben trag
die Jahreszahlen 1562 und 63.

Was war es aber, das da den goldenen Liederqu
in ihm wieder so mächtig emporquellen lies, über dess
allmähiges Versiechen er doch schon vor Jahren gekla
hatte? Fürwahr nichts weniger als Ruhmbegierde u

Dichter=Eitelkeit, sondern vielmehr lediglich der fromme Sinn, der sich selbst und Andere zu trösten suchte.

Denn im Jahre 1562 kam die gräuliche Pest auf ihrem verderblichen Rundgange durch die deutschen Lande auch nach Nürnberg und wüthete dort in einer so gräßlichen Weise, daß man oft in Einer Nacht hundert und mehr Leichname verscharren mußte und daß vor Jahresschluß 9256 Menschen von ihr dahingerafft waren. Wie viele Wittwen und Waisen gab es da! Wie viele bekümmerte, trostbedürftige Herzen! Hätte da ein Mann wie Hans Sachs schweigen können, der so gut wußte, wo allein der rechte Trost für allen Jammer zu finden sei, und dem das Herz von Mitleid und Erbarmen aufwallen mußte, wenn er das bange, trostlose, verzweifelte Klagen mit anhören mußte, welches alle Straßen und Häuser erfüllte!

Gute Freunde wollten ihn zwar bereden, mit seiner jungen Frau aus Nürnberg zu fliehen; aber der glaubensstarke Greis, der im Stande war, dem Tode getrost ins Auge zu schauen, wies solche Anmuthungen entschieden von sich. Er antwortete einem Freunde, der deßhalb in ihn drang:

Freund, magst du flieh'n aus Gottes Hand
In dieses oder jenes Land?
Kein Hauptsaar fällt ohn' Gottes Willen!
Dies Wort laß ich mein Herz mir stillen!
Darum ich gar nicht fliehen will;
Denn Gottes Will', der ist mein Ziel.

Und wie gut hat er den Willen Gottes an sich verstanden in dieser schweren Zeit! Da hat er treu gewuchert mit der Gabe, die er empfangen hatte, als ein guter Haushalter Gottes. Da hat er sich flugs d'ran gesetzt und gedichtet, liebliche, erquickende Kreuz und Trostlieder, denen er besonders die trostkräftigen Psalmen und anderes

Schriftwort zu Grunde legte, das den einigen Trost im Leben und Sterben verkündet. Die Liebe zu den Elenden und Jammernden, der Eifer, in dieser Zeit, wo die Pflugschar des Kreuzes die harten Herzen weich und für das Wort des Herrn empfänglich gemacht hatte den guten Samen recht reichlich auszustreuen, hat ihm das Dichterherz warm gemacht, sodaß der goldene Liederquell in der alten Frische und in dem alten Reichthum wieder daraus hervorrauschte.

Und was sollen wir dazu sagen, daß er in dieser Zeit sogar auch noch Schwänke gedichtet hat? Sollen wir ihn deßhalb des Leichtsinns zeihen, der scherzen kann, wo tausende ringsum im Schmerze schier vergehen wollen? Wer möchte das thun? Lieber wollen wir annehmen und treffen damit gewiß das Richtige, daß es ihm darum zu thun war, aus den Herzen derjenigen, die sich des Trostes aus Gottes Wort noch nicht bedürftig fühlten, oder denselben in ihrem Unglauben von sich stießen, durch seine Schwänke die bange Todesfurcht auszutreiben, die ja bekanntlich dem Umsichgreifen der Seuchen so mächtigen Vorschub thut. Wir wollen uns für ihn erinnern an das Wort das großen Apostels: „Ich bin Jedermann allerlei geworden." Ja wir wollen unsere Bewunderung nicht zurückhalten für einen Mann, der durch den festen, zuversichtlichen Glauben an seinen Heiland und Erlöser so frei von aller Todesfurcht war, daß er mitten in der drohendsten, unmittelbaren Todesgefahr noch harmlos scherzen kann als ein Trauriger und doch allzeit fröhlich. Ihm selbst, dem Todesbereiten, hat die Pest nichts anhaben dürfen; seine Zeit war noch nicht gekommen.

Es war aber, als ob mit diesen dichterischen Ergüssen während der Pestzeit wirklich der goldene Liederquell bei ihm ausgeschöpft worden sei. Denn nachdem er, wie

bereits erzählt worden ist, am Neujahrstage 1567 das Verzeichniß seiner Werke aufgestellt hatte, ist fortan wenig Neues mehr hinzugekommen. Nur gelegentlich griff er noch einmal zur Feder, wie er denn wohl auch jetzt sein Handwerk aufgegeben haben wird. Denn Gehör und Gesicht wurden jetzt von Tag zu Tage schwächer bei ihm, und er hat von da an mehr innerlich gelebt als äußerlich.

Und der Herr hat ihm für dieses innerliche Leben noch lange Gnadenfrist gegeben, damit er recht reif zum Tode werde und als eine fruchtreiche Garbe könne eingeführt werden in die himmlischen Scheunen.

Da saß er denn in seinem Stüblein stille für sich, ein eisgrauer Mann, dem der schneeweiße Bart schier bis auf den Tisch herniederfloß. Wie aber auch sein Stüblein mit Büchern angefüllt war, es war fast nur noch Ein Buch, mit welchem er sich zu schaffen machte, das Buch der Bücher, die Bibel. Darin suchte und forschte er, soviel es das schwache Augenlicht gestattete, bis an sein Ende, und die guten Augen seiner jungen Frau mochten wohl oft seinem Verlangen nachhelfen müssen, sich den seligen Christentrost immer tiefer ins Herz hineinzulesen und eine immer festere und gewissere Hoffnung des ewigen Lebens zu gewinnen.

Da gingen denn auch wohl, wie er in seinem letzten und wohl dem bedeutungsvollsten seiner Gedichte zu erkennen gibt, seine Gedanken rückwärts auf das hinter ihm liegende, lange Leben. Er gedachte all der reichen Segensgaben, die ihm der Herr aus Gnaden verliehen; er gedachte auch mit tiefem Schmerze an Zeiten in seinem Leben, da er für diese Segensgaben recht undankbar gewesen war und sich durch dieselben anstatt zu dem Herrn hin, vielmehr von ihm hatte abziehen lassen. Ja eines

tiefen Falles mußte er sogar gedenken, durch den ihn aber des Herrn Hand gleichsam bei den Haaren zu sich gezogen hatte, indem er sein Gewissen deßhalb in große Angst und damit in's Gebet hineintrirb. Doch wir lassen ihn lieber selbst noch ein wenig über seine Gedanken reden:

Da erst erkannt' mein Herz und Muth,
Daß mir die Straf' wär' nütz' und gut,
Daß Gott durch Kreuz und Fall uns stürzt,
Daß unser Stolz uns werd' gekürzt,
Und wir erkennen gründlich recht,
Daß wir sind All' unnütze Knecht'
Und arme Süuder uns'rer Zeit,
Den'n Gott durch sein' Barmherzigkeit
Vom Himmel hat herabgesandt
Jesum Christum, unsern Heiland,
Der für uns an dem Kreuze starb,
Uns ewig Huld und Gnad' erwarb
Bei dem himmlischen Vater sein.
Unsre Fürsprach ist er allein,
Unser Mittler in aller Noth
Zwischen uns Sündern und auch Gott,
Da er tagtäglich für uns bitt't,
Versöhnt und uns treulich vertritt,
Wer von Herzen zu ihm aufschreit.
Ihm sei Lob, Ehr' in Ewigkeit,
Da ewig Freud' blüh' und aufwachs,
Das begehrt auch herzlich Hans Sachs.

Und sollte ihm, der so fest und fröhlich in seinem Christenglauben war, der Herr dies Begehren versagt haben?

Er mußte freilich auf dessen völlige Befriedigung noch warten bis zum Jahre 1576. Er mußte es noch erleben, daß Gehör und Gesicht immer schwächer wurden, daß auch sein „sinnreich Gemüth", wie sein Lebensbeschreiber Puschmann sagt, immer mehr abnahm und er fast kindisch wurde.

Da saß er denn am Tische vor seiner Bibel, für

welche er, damit sie seinen schwachen Augen näher sei, ein eigenes erhöhtes Pult hatte. Wer ihn zu besuchen kam, den sah er mit seinen tiefen, freundlichen, vom Lichte der Ewigkeit schon durchleuchteten und vergeistigten Augen milde und gütig an, sprach aber nichts, sondern „thät neigen mit Schweigen gegen ihn sein Haupt schwach."

Es war am 18. Januar 1576, als die gute Stadt Nürnberg von einer schweren Wassersnoth heimgesucht wurde, wenn Adam Puschmanns Erzählung richtig ist, wohl in Folge eines Wolkenbruchs, den ein in dieser Jahreszeit so ungewöhnliches, schweres Gewitter veranlaßt hatte.

Zwei Tage darnach starb Hans Sachs, etwas über 81 Jahre alt, um anstatt der überschwemmten Gassen Nürnbergs die goldenen Gassen des himmlischen Jerusalems zu schauen, um für die trüben Wasser der ausgetretenen Pegnitz die frischen Wasser des ewigen Lebens einzutauschen.

Nach treuem Meistersingerbrauch wurde ihm über sein Grab auf dem St. Johannis-Gottesacker ein meisterlich Lied nachgesungen, ehe sich über seinem Sarge der Hügel wölbte.

Aber sein Grab hat die undankbare Mitwelt bald vergessen; Niemand kennt seine Stelle. Nach 300 Jahren hat ihm die dankbarere Nachwelt auf dem Spitalplatze, über den er so oft geschritten war, ein schönes Standbild gesetzt, welches ihn darstellt mit dem Schurzfell um den Leib, den Griffel und die Papierrolle in den Händen.

Dort vom hohen Sockel herab predigt er noch heute allen Zuschauern von Dichter-Ruhm und Handwerks-Ehre.

Ob ein solches Standbild nöthig gewesen ist, seines Namens Gedächtniß zu erhalten? Wir dürfen heutzutage, wo man wieder würdigen und schätzen gelernt hat, was

Hans Sachs gewesen, was er seinem deutschen Volke gewesen ist, mit einem entschiedenen Nein antworten. Wer ihn kennt, und wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, ihn aus seinen Werken kennen zu lernen, in dessen Herzen setzt er sich selbst das schönste, unvergänglichste Denkmal.

Ob es nöthig ist, daß wir der vorstehenden Schilderung des verdienten und mit Recht gefeierten Mannes noch weitere Worte zu seinem Preise hinzufügen? Wir wollen es nicht hoffen. Wir wollen deßhalb weiter nichts hinzufügen als für uns selbst und die freundlichen Leser, die uns bis hierher gefolgt sind, den herzlichen Wunsch, mit welchem Hans Sachs einen Spruch für den Maler seines Bildnisses geschlossen hat:

Daß ewig' Freud' uns blüh' und wachs,
Durch Jesum Christum, wünscht Hans Sachs.

Oertel, Hugo

Hans Sachs ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande

Wiesbaden 1881